

# Streifzüge

Nummer 37 / Juli 2006

5,- Euro



Günther Anders verübt verbotene Kritik \* Schandl und Scheuringer verübeln Markt und Kauf \* Ilse Bindseil verlernt Hans und Hänschen \* Unfried versteht Talkshow \* Behrens verschwindet mit Adorno im Underground \* Schandl vernebelt Heroes \* Glatz verhebelt Loser \* Kern versetzt Elmar Altvater \* Die geschlossene Gesellschaft und ihre Feinde: Ernst Lohoff und Peter Klein

## IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

### MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für  
gesellschaftliche Transformationskunde,  
Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.  
E-Mail: streifzuege@chello.at  
Website: www.streifzuege.org

### DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien  
Auflage: 1.200

### COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen,  
sofern nicht anders gekennzeichnet,  
dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei  
verwendet, kopiert und weiterverbreitet  
werden unter Angabe von Autor/in,  
Titel und Quelle des Originals sowie  
Erhalt des Copylefts.

### OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent  
Eigentümer der *Streifzüge* und an  
keinem anderen Medienunternehmen  
beteiligt.

*Grundlegende Richtung:* Kritik und  
Perspektive.

### REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans  
des Medieninhabers) Christoph Adam,  
Andreas Exner, Lorenz Glatz,  
Franz Schandl, Martin Scheuringer  
und Maria Wölflingseder.  
*Umschlaggestaltung:* Pichl Peter.

### KONTEN

*Konto für Österreich:* PSK, BLZ 60000  
Kontonummer 93 038 948

*Konto für Deutschland:* Franz Schandl,  
Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85  
Kontonummer 405 952 854

*Konto für Abos in anderen EU-Staaten:*  
Verein Kritischer Kreis,  
BIC: OPSKATWW  
IBAN: AT876000000093038948

### ABONNEMENTS

*Aborichtpreise* für 3 Hefte pro Jahr.  
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,  
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um  
schriftliche Bestellung, da seitens des  
grandiosen Bankservices den Kontoaus-  
zügen nicht immer die vollständige  
Adresse zu entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die  
Anführung der Postleitzahl.

Das Abo endet, wenn es nicht durch  
Einzahlung verlängert wird.

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>Günther Anders:</b> Verbotene Kritik – Aus dem Manuskript zum Dritten Band der „Antiquiertheit des Menschen“ .....	3
<b>Ulrich Enderwitz:</b> Totale Reklame .....	5
<b>Franz Schandl:</b> Vom Einkaufen. Notizen zum gesellschaftlichen Stoffwechsel – Teil 1 .....	7
<b>Martin Scheuringer:</b> Ich und meine Charaktermaske. Es soll getrennt sein, was nicht in eins geht .....	12
<b>Berthold Unfried:</b> Von der Beichte zur Talk-Show. Zur Selbstthematization in unserer Zeit .....	15
<b>Ilse Bindseil:</b> Was Hänschen nicht lernt... oder: Hans lernt nimmermehr ..	18
<b>Franz Schandl:</b> Außergewöhnlich gewöhnlich. Aspekte einer Entzauberung .....	21
<b>Lorenz Glatz:</b> Verlieren und Verlierer. Loser .....	24
<b>Ernst Lohoff:</b> Die geschlossene Gesellschaft und ihre Feinde. Anmerkungen zum „Kampf der Kulturen“ .....	28
<b>Peter Klein:</b> Mentale Überlegenheit und militärische Kraft. Anmerkungen zum Nahostkonflikt .....	31
<b>Andreas Exner &amp; Irina Vellay:</b> Detroit Summer. Soziale Anomie und emanzipatorische Gegenbewegungen in einer dekapitalisierten US-Metropole – Teil 2 .....	34
<b>Bruno Kern:</b> Angst vor der eigenen Courage. Elmar Altvaters ökologische Kapitalismuskritik bleibt auf halbem Wege stehen .....	38
<b>Kolumnen</b>	
Rückkopplungen von Roger Behrens .....	17
Immaterial World von Stefan Meretz .....	27
Dead Men Working von Ernst Lohoff .....	40
Unumgänglich von Franz Schandl .....	44
<b>Rubrik 2000 abwärts</b>	
Maria Wölflingseder (M.Wö.) .....	9, 33
Andreas Exner (A.Ex.) .....	10, 36
Martin Scheuringer (M.Sch.) .....	26
Christoph Wendler (Ch.W.) .....	35

# Verbotene Kritik

AUS DEM MANUSKRIFT ZUM DRITTEN BAND DER „ANTIQUIERTHEIT DES MENSCHEN“

von Günther Anders

**A**rbeitskritik, d.h.: Kritik an *Arbeitsprodukten*, ist also tabuiert. Und damit sind wir wieder – denn wohin gehörte Tabuierung von Kritik sonst? – beim Hauptgegenstand dieser unserer Untersuchung: beim *Sprachproblem*. Sprache über Produkte darf in unserer kapitalistischen Welt nicht zur kritischen Sprache werden.<sup>1</sup> Denn in dieser gibt es zwar Wettbewerb, d.h.: die effektive Bekämpfung von Produkten des Unternehmers A durch den Unternehmer B; das effektive Zurückdrängen von A incl. dem Auslöschen der Konkurrenzprodukte und -produzenten; und es gibt umgekehrt die *Werbung*: die Selbstanpreisung der Produkte A und B. Aber eine in der Öffentlichkeit stattfindende gegenseitige sprachliche Produktdiskreditierung, gar -verhöhnung gibt es nicht. Kein Seifenpulver- oder Moped-Reklametext dürfte lauten: „Kauft nicht das Pulver ‚Allclean!‘“ oder: „Fallt nicht auf das Moped ‚the fastest‘ herein! Verglichen mit unserem ‚the best‘ taugen sie nichts!“ Das verstieße gegen die „guten Sitten“. Sprachlich bleiben die Erzeugnisse der Nebenbuhler – das gehört trotz des pausenlosen Wettbewerbskampfes auf Leben und Tod zum Freiheitsbegriff der Konkurrenzgesellschaft – auf eigen-tümliche Weise *tabu*.<sup>2</sup>

Die Tabuisierung von Produkten (und damit automatisch der Arbeitsplätze, auf denen diese erzeugt werden) herrscht nicht allein im Wettbewerb der Unternehmer, sondern generell. Auch keiner von uns: kein Kunde, kein Journalist, dürfte es sich herausnehmen, die genannten Seifenpulver x als „notorisch wirkungslos“ oder die Mopeds y als „bekanntlich obsolet“ zu verketzern. Denn die Produkte sind eben virtuelle Waren – und auf Grund ihres Waresseins gelten sie als „über alle Kritik erhaben“. Bzw. *Kritik gilt als überflüssig, da Lob durch den guten Absatz, eventueller Tadel durch den Nichtabsatz ersetzt wird*. Die sind die Kritiken. Was sich nicht verkauft, das erfordert eben keine weitere Kritik. Gäbe es öffentliche sprachliche Beurteilungen (deren Fehlen natürlich ein Fehlen an Freiheit ist), so würden diese in den Augen der Unternehmer die ihnen verbürgte Freiheit verletzen: eben die Freiheit, ihre Waren auf dem freien Markt anzubieten. „Positive“ Kritiken gibt es natürlich. Aber die werden

nicht, wie Buch- oder Kulturkritiken, von Geschäftsfreunden geschrieben, sondern eben von den Unternehmen selbst – Kurz: diese bestehen in *Werbung*.

## Welt der Köder

In der Tat gibt es auch keine Organe oder Medien, in denen Produktkritik vom Publikum täglich erwartet und gelesen würde (so wie Buch- oder Konzertkritiken). Und zwar deshalb nicht, weil „frei“ (nämlich frei für Kritisiertwerden) *nur wirtschaftlich letztlich Unwichtiges* ist. Verhöhnern darf man ausschließlich diejenigen Produkte, in denen keine oder nur geringe Macht investiert ist; oder Institutionen, von deren „weltanschaulichen Linie“ politisch oder wirtschaftlich wenig abhängt. Also vor allem die *Kunstwerke*, deren sogenannte „Freiheit“ in der Tat darin besteht, dass sie der Kritik „freistehen“. *Kritisierbar ist „Der Zauberberg“ oder sind die „Gurrelieder“; nicht dagegen die neuesten Tanktypen von Krupp oder die neuesten Tabletten gegen Schlaflosigkeit aus den „Höchster“ Farbwerken*.

In der Tatsache, dass *Wichtiges*, i.e.: *Mächtiges*, unserer Kritik nicht „freisteht“, also in seiner „Autonomie“, besteht seine sogenannte „Freiheit“ – das wissen wir ja z.B. durch die *Unkritisierbarkeit der Kirchen*. Die ja so weit geht, dass selbst Bücher (also Produkte, die gewöhnlich kritisiert werden dürfen), wenn diese durch die Stellung des Autors oder durch die Stellungnahme zu den Dogmen, wie indirekt auch immer, mit einer Macht in Beziehung stehen, ihre Kritisierbarkeit einbüßen. Des gegenwärtigen Papstes, für Professionelle schwer lesbare, spirituelle Philosophie „Der Primat des Geistes“ und seine erstaunlichen Einakter, sind nirgendwo: weder in Wochenblättern noch in Zeitschriften je wirklich kritisiert worden. Sie sind eben als Machtmanifestationen „beyond criticism“ geblieben – was mithin nicht bedeutet, sie seien zu gut, um kritisiert werden zu können, sondern *zu mächtig, um kritisiert werden zu dürfen*. – Was vom Vatikan gilt, das gilt von allen Machtinstitutionen. Wenn es eine, der täglichen Kulturkritik entsprechende „Freiheit der Produktkritik“ gäbe, dann würden die Unternehmer diese indigniert als „Einmi-

schung“, als „undemokratische Freiheitsberaubung“, als „Eingriff in die Freiheit ihres Produzierens“ abwehren.

Andererseits freilich – und damit kommen wir auch wieder zurück zu dem Ausgangsproblem dieses unseres Textes: wie wir heute als Sprechende zu unseren Produkten stehen und wie wir deren Effekte bewältigen – andererseits stellt es sich nämlich heraus, dass Kritik *doch* eine zentrale Rolle spielt. „Kritik“, sofern man die Beurteilung der Produkte *in Form von „Eigenlob“*, genannt „Werbung“, mit diesem Ehrenwort belegen darf. Während es den Produzenten gelingt, jedes Getadeltwerden abzuwehren, genießen sie *die schrankenlose Freiheit, sich selbst zu loben*. Dieses *Sich-selbst-Loben* ist selbst zu einem *Produktionszweig* geworden, eben zu dem der „Werbung“, die die Reizkraft und das Prestige der von ihnen zu propagierenden Produkte als „Produkte zweiter Ordnung“ herstellt.<sup>3</sup>

In der Tat ist die *Werbung* das *symmetrische Gegenstück zur Kritik*: Während es für Kunden oder Konkurrenten nicht in Betracht kommt, die von den Unternehmern angebotenen Erzeugnisse öffentlich zu beurteilen, auch keine Presse dafür zur Verfügung stünde – das gälte als „üble Nachrede“, mithin als strafbar – *während also die Kritikchancen = 0 bleiben, sind die Selbstlobchancen = ?*. Wirklich steht es jedem Unternehmer frei, eigentlich gilt jeder sogar als dazu verpflichtet (das gehört zum Geschäft), seine eigenen Erzeugnisse himmelhoch zu preisen, deren Erwerb und Besitz der Mitwelt als ihr unentbehrlich aufzuschwatzen, deren Nichtbesitz als gesundheits- oder prestigeschädigend oder lächerlich oder gar schändlich zu verhöhnen – und das um so mehr, als das durch Werbung hergestellte *Prestige* eines Produkts von heute auf morgen als eine dem Produkt gewissermaßen „angeborene Qualität“ gilt. Produkte werden nicht geprie-

---

Der hier abgedruckte Beitrag umfasst die §§ 15-18 eines umfangreichen Kapitels über „Sprache und Endzeit“ aus dem noch nicht erschienenen Dritten Band der „Antiquiertheit des Menschen“. © Gerhard Oberschlick. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

sen, weil sie gut sind; sie sind dadurch „gut“, dass sie gepriesen werden. Wer die unbeschränkte Preisungsfreiheit nicht ausnützte, der würde sich dem Verdacht der Geschäftsuntüchtigkeit aussetzen. Jedenfalls gibt es im Zeitalter der Werbung kein Sprichwort, das sinnloser wäre als das „Eigenlob stinkt“. Nein, das tut es nicht im geringsten. Auch von ihm gilt: „non olet“. Und mehr als das: Denn Freiheit verwirklicht sich heute ja primär als *Freiheit des Eigenlobs*: eben *der Reklame*. Und es gibt wohl kaum ein Mittel, das nicht – denn *Werbung ist nicht nur legitim, sie legitimiert geradezu* – als Köder ausgeworfen werden dürfte.

Am sachverständigsten tun das jene Unternehmungen, deren Arbeit nicht in der Erzeugung eigener Produkte im Alltagssinne besteht, die sich vielmehr *auf das Erzeugen von Ködern spezialisieren*; von Ködern, deren Herstellung andere Unternehmer bei ihnen bestellen. *Selbstpreisungen werden* seit langem nicht mehr von den Gepriesenen selbst, also in Heimarbeit, erfunden oder hergestellt; vielmehr bezieht man das „Eigenlob“ von den auf dessen Herstellung, also auf *Ködererzeugung*, spezialisierten Werbefirmen. Natürlich kann jeder Köderbesteller sich darauf verlassen, dass diese Firmen durch keine Wahrheit bestechbar (also unbestechlich) die Glorifizierung jeder Firma bzw. jedes Produkts gleich gern übernehmen und gleich gut durchführen. Und selbst in Fällen, in denen Werbebild oder -text nicht hundertprozentig gelingen – die bloße Tatsache, dass man sich eine renommierte Werbefirma hat leisten können, färbt auf das Renommé des gepriesenen Produkts ab; gilt also auch schon als positive Werbung und als Qualitätsbeweis für das gepriesene Produkt.

\*\*\*

Wie auch immer, diese *Köder* (Bilder, Reiztexte etc.) sind offensichtlich ebenfalls *Produkte*; Produkte zweiten Grades, die von den Bestellern gut honoriert werden und nun von diesen dazu eingesetzt werden, um uns, das Publikum, in ein pausenlos gereiztes Interessentenheer zu verwandeln und um uns das Wasser im Munde so zusammenlaufen zu lassen, dass wir – denn darauf hatten die Aktivitäten von A bis Z ja abgezielt – dem Erwerb der Produkte nicht mehr Widerstand leisten können. Die Reizbilder sind in der Tat oft so glanzvoll, dass sie, namentlich die striptease-Varianten, oft, z.B. von Matrosen, „zweckentfremdet“ an die Wand geheftet werden. –

Welche Mittel die Köderproduzenten einsetzen, welche Assoziationen sie mobilisieren, ist verhältnismäßig gleich. Wie gesagt, durch Appell an Wahrheit kann oder darf die Werbeindustrie nicht bestochen werden, um so weniger, als die Köderbesteller ja gar nicht erwarten oder wünschen, dass die Werber die Wahrheit sagen. Diese sehen in der Tat keinen Anlass dazu und dürfen oder müssen auch nicht dazu verpflichtet werden, ihre Köder so zu gestalten, dass diese mit der Bewandnis der offerierten Waren direkt etwas zu tun haben. Oft wäre das sogar unklug, nämlich geschäftsschädigend, weil viele der angebotenen Waren von sich aus gar keinen Lockreiz ausstrahlen. *Hauptsache ist, dass die Texte oder Bilder, gleich wodurch, verlockend sind, und dass diese Lockungen dann von den Umworbenen als Lockungen der Produkte selbst missverstanden werden*. So erinnere ich mich an ein Autoreifen-Reklamebild in Paris<sup>4</sup>, auf dem sich die Reifen, um unsere Blicke zu fesseln und uns zum Reifenkauf zu ermuntern, im wahrsten Sinne des Wortes mit ihrer prallen Festigkeit „brüsteten“, also die schönsten Brüste, denen kein Auge widerstehen konnte, den Auftrag hatten und ausführten, die Unwiderstehlichkeit bzw. Unabnutzbarkeit der Reifen zu symbolisieren, nein: zu *beweisen*. Diese Verwandlung des Symbols in einen Beweis definiert den spezifischen Schwindel der Werbung.

### Jedes Produkt ist als solches gut

Produktkritik im buchstäblichen Sinne gibt es, wie gesagt, nicht. Wohl dagegen *indirekte* Kritik. Nämlich in der Form des *Wettbewerbs*.

Denn *jeder Wettbewerb stellt eine* (zwar getarnte, aber um so schärfere und um so pausenlosere) *Kritik dar*. Da jeder Produzent die ähnlichen Erzeugnisse der Konkurrenten zu übertreffen bestrebt ist, wünscht er durch die Qualität der eigenen Produkte (bzw. durch die Werbebilder für diese) die geringere, nein: letztlich die geringe, Qualität der Produkte der Nebenbuhler zu beweisen. Diese Kritik eine „nur indirekte“ zu nennen, wäre eine irreführende Verharmlosung, da Konkurrenz gerade die schärfste Kritik: nämlich „*Kritik in actu*“ darstellt; da „*Wettbewerb*“ eben „*Wettkampf*“ ist. –

Gleichviel, Kritik im Alltagssinne des Wortes findet nicht statt: Man tut „als ob“; so als ob man an den „Nebenprodukten“ (analog zu „Nebenmenschen“) nichts anzusetzen hätte, als wenn man diesen alle Rechte einräumte, die man selbst bean-

sprucht und genießt, sie also ausnahmslos als ausgezeichnete Erzeugnisse anerkennt. –

Wenn aber jedes Erzeugnis als solches und als prospektive Ware ein Recht darauf hat, vorzugeben, etwas „Gutes“ zu sein und als etwas Gutes aufzutreten; und dieses Recht darauf auch allen „Nebenprodukten“ einräumt, dann scheint es auch folgerichtig, mindestens fair, dass kein Produzent es nötig hat, sich bei der Exhibition und Verherrlichung seines eigenen Produktes irgendwelche Hemmung aufzuerlegen. In der Tat würden die Werbenden und die die Werbung Herstellenden (wenn nicht sogar wir, die wir, ohne uns dessen bewusst zu sein, pausenlos das Recht auf Verführtwerden beanspruchen) empört protestieren, wenn eine Autorität vorschläge oder gar verordnete, die Lockmittel in Grenzen zu halten oder gewisse Modi des Lobpreises, also der Reklame, zu unterbinden. Diese Vorschläge würden von manchen als „*Freiheitsbeschneidungen*“ denunziert werden; und von denjenigen, die es aus Eitelkeitsgründen für praktisch halten, als „gebildet“ zu gelten, sogar als „*totalitär*“, und das vielleicht sogar ehrlich und mit bestem „Gewissen“, da auch dieses im rechten Moment stets mitgeliefert wird.<sup>5</sup>

Gleichviel, da in der Welt der Werbung das Lügen selbstverständlich freisteht, gilt in ihr das Gebot „*du sollst nicht lügen*“ als „*Freiheitsbeschneidung*“ – eine Tatsache, die selbst natürlich aufs Lügenhafteste verschwiegen wird.

In der Tat ist es dieses Postulat der „*Freiheit der Werbung*“, dem sogar in den Vereinigten Staaten, vor allem dort, eine geschichtlich eindrucksvolle Leistung gelungen ist: nämlich *die Durchbrechung des Puritanismus*. Denn nicht etwa „progressiven“ kulturpolitischen Bewegungen oder der Psychoanalyse war diese Niederlage der Zimperlichkeit zuzuschreiben, sondern vor allem der Tatsache, dass es unmöglich wurde, unerlaubt gewesen wäre, im Wettbewerbskampf der Produkte bzw. der Produzenten auf das hinreißendste und reißerischste Lock- und Reizmittel für alles und für Alle als Werbemittel zu verzichten. („Mädchen für alles“ hat Döblin zu Beginn der Vierziger Jahre in Hollywood die Werbung mit Hilfe von Nacktbildern genannt.) Eine geschäftlich unverzeihliche, also unmoralische, Unterlassung wäre dieser Verzicht gewesen.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass sich die Tabubrüche sofort überall, also auch außerhalb der Warenwelt, hätten durchsetzen können oder dürfen. Erlaubt, und deshalb moralisch akzeptabel (darum bald geschäftlich erforderlich) waren Tabubrü-

che erst einmal ausschließlich dort, wo sie erwiesenermaßen *Profit* brachten, also den Absatz steigerten. Lange Zeit hat es ein deutliches Gefälle gegeben zwischen dem in der Werbung bereits Erlaubten (daher Empfehlenswerten) und dem in der Wirklichkeit noch Tabuierten. Die Maxime „alles ist erlaubt“, in heutiger Vulgärsprache „everything goes“, war in der Werbung längst schon akzeptiert (und etwas später daraufhin sogar obligatorisch), als im nicht direkt kommerziellen Alltagsleben, sogar auch noch in den angeblich doch „lockeren Künsten“, die Tabus noch mehr oder minder durchhielten. *Solange Nacktheit unfähig blieb, ihr Lebensrecht durch augenscheinlichen Profit zu rechtfertigen und ehrlich zu machen, solange galt sie, und gilt sie zuweilen auch heute noch, als unanständig.*<sup>6</sup>

Nun, dieser zweideutige Zustand war natürlich nicht durchhaltbar: *Auf die Dauer kann eine Situation, in der, was Bildern recht ist – und bald war ja die ganze Welt von Werbebildern zugedeckt, Bilder, die für nichts werben, werden ja sogar schon zu Undingen – dem Abgebildeten (also den wirklichen girls) nicht ebenfalls billig ist, nicht bestehen bleiben.* Aber so rasch ging die Infektion der Abgebildeten durch ihre Abbildungen nicht vor sich.

Auch die millionenfach gezeigten, bzw. sich zeigenden Filmstars blieben ja *Bilder* – wer kannte die schon „in the flesh“? Wozu kam, dass die „Originale“ niemals so schön oder gar so „original“ waren wie ihre Bilder. Begegnete man zufällig Originalstars, so war das stets eine lächerliche Enttäuschung: Verglichen mit dem glamour ihrer Bilder wirkten sie stets fade, nein: wie aus wertlosem Stoff hergestellte Nachahmungen der „bildschönen“ Bilder. Und sprachlich waren sie, da sie ja noch nicht einmal einen ihnen eingetrichterten Trivialtext aufsagten, sondern „selbstständig“ trivial sein mussten, noch trivialer als in den „pictures“, von denen wir alle sie kannten und durch die sie uns als angebliche „personalities“ geläufig waren.

Aber für viele waren diese godlike girls entscheidend. Dass es neben den Bildern der in majorem gloriam von Autoreifen, canned peas oder für die Profite der Movie Companies enthüllten, oder besser noch: sich enthüllenden girl-Bildern auch noch sogenannte „wirkliche Frauen“<sup>7</sup> gab; oder *wirkliche*, zur Lust aufreizende Mädchen – nun, völlig unterschlagen wurde diese Tatsache natürlich nicht; aber sie wurde doch – meine California-Notizen stammen aus dem Jahre 1941 – namentlich in den durch die Werbe- und Filmindustrie beruflich voyeuristisch gewordenen oder sich ma-

chenden Kreisen zum Faktum *zweiter* Wichtigkeit. Auch in den Augen der girls selbst war, „on the screen“ zu sein, ungleich wichtiger als „in bed“ zu sein, da sie „on the screen“ das Glück hatten, für Millionen gleichzeitig da sein zu können (diese Wollust des être vue ist gewissermaßen das passive Gegenstück zur Wollust des Voyeurismus) – für Millionen gleichzeitig – was „in bed“ mühselig wäre. Wel-

che der zwei Möglichkeiten: als wirkliche in ein paar Betten oder als Bild in Millionen Augen zu sein, für die girls mehr zählt, das ergibt sich ja aus der Beantwortung der Frage, „was sie für was tun“. –

Dass auch für viele Männer, wie unglaubwürdig das auch klingen mag, die *Bilder* der Schönen wichtiger werden oder geworden sind als die Wirklichkeit jener Allerweltsgirls, die keine Chance haben, in

## Totale Reklame

Mit der Aufgabe betraut, einer durch das Warenangebot des kapitalistischen Markts bis zur Lähmung quantitativ überwältigten und bis zur Zerrüttung qualitativ überforderten Bedürfnisstruktur seelischen Beistand zu leisten und therapeutische Pflege zuteil werden zu lassen, findet sich das reklamesprachliche Tun der Warenbesitzer in das abgrundtiefe Dilemma verstrickt, gerade durch die Erfüllung seiner Aufgabe die Misere der Bedürfnisstruktur immer nur vergrößern, gerade also dadurch, dass es erfolgreich ist, das Problem immer nur verschärfen zu können; denn je mehr und öfter den Warenbesitzern mittels Reklamemachen gelingt, die Bedürfnisse noch einmal zu sanieren, sie noch einmal zum Leben zu erwecken beziehungsweise zum Durchhalten zu überreden, umso entschiedener ergreifen hiernach von den reanimierten Bedürfnissen die alte Lähmung und Zerrüttung wieder Besitz, umso tiefer und nachhaltiger bemächtigen sich ihrer hiernach die alte Leblosigkeit und Schwäche. Das heißt, das reklamatorische Tun der Warenbesitzer ist in der Situation einer therapeutischen Praxis, die partielle Linderung nur um den Preis einer generellen Erschwerung des Leidens, zeitweilige Besserung nur auf Kosten einer fortschreitenden Verschlimmerung der Krankheit zu erwirken vermag. Entsprechend dem Austauschcharakter des Geschehens auf dem Markt zieht erfolgreiche Reklame ja immer zweierlei nach sich: nicht nur die von den Warenbesitzern angestrebte und zum ausschließlichen Zweck der Unternehmung erklärte Realisierung des in den Waren steckenden Werts durch die als bedürftige Subjekte reklamierten Konsumenten, sondern zugleich auch die von den Konsumenten selbst intendierte und nicht minder ausschließlich als der Sinn der Veranstaltung angesehene Befriedigung ihrer reklamierten Bedürfnisse durch eine in

der Warenform enthaltene Gebrauchsgegenständlichkeit. Ziel der Reklame ist unweigerlich ein Austauschakt, bei dem als Gegenleistung dafür, dass die Konsumenten den Warenbesitzern die offerierten Werterscheinungen durch Wertkörper ersetzen, in Geld konvertieren, diese den Konsumenten die ihres Wertes ledigen, aus ihrer Wertform ausgelöst und auf ihre Naturalleiblichkeit, auf ihren Charakter nützlicher Dinge, reduzierten Erscheinungen selbst zum privaten Gebrauch als Befriedigungsmittel überlassen müssen. Eben mit dieser im Rahmen des Austauschmodus erforderten Gegenleistung aber büßen die Warenbesitzer jenen Vorteil wieder ein, den sie doch gerade erst kraft Reklamemachens errungen haben: den Vorteil eines abermals sich regenden Bedürfnisses, eines wiedererweckten Interesses. Genötigt, dort Befriedigung zu gewähren, wo Übersättigung das zentrale Problem ist, dort Gebrauchsgegenstände zur Verfügung zu stellen, wo nichts dringender gebraucht wird als die Befreiung von ihnen, leisten am Ende die Warenbesitzer mit ihrem reklamatorischen Tun genau jener Misere des Bedürfnisses und Krise des Interesses Vorschub, der entgegenzuwirken und abzuwehren das reklamatorische Tun ihnen doch eigentlich dienen soll. Am Ende bezahlen sie jede reklamesprachlich erwirkte Reanimierung des Bedürfnisses und Reaktivierung des Interesses mit seiner verstärkten Betäubung und Paralyse, seiner verschärften Neurasthenie und Zerrüttung. Ulrich Enderwitz

Aus: Ulrich Enderwitz, *Totale Reklame*, RM Verlag DIA, Berlin 1986, S. 144-146.

Vom Autor sind im Unrast Verlag 2005 zwei empfehlenswerte Bände erschienen: „Konsum, Terror und Gesellschaftskritik. Eine Tour d’horizon“ und „Was ist Ideologie? Zur Ökonomie bürgerlichen Denkens“.

den, aus Hollywoodperspektive allein als „gültig“ anerkannten Himmel der „fiction“ aufzurücken, das ist nicht unverständlich. Denn natürlich bleiben die Meisten der (im Vulgärsinn) „wirklichen“ girls (da sie ja das Pech hatten, statt in Millionenauflage künstlich „gemacht“, aufs Antiquarischste als Unikate „nur geboren“ worden zu sein), wie sehr sie sich auch anstrengen mögen, nachträglich „sicut pictures“ (bzw. eines von diesen) zu werden – natürlich bleiben diese weit hinter den, ausschließlich zwecks Reizung hergestellten Bildern zurück; wenn sie auch – aber wie wenige haben dabei Glück! – das Reservoir für diese Reizbilder darstellen. Total verändert sind durch die Rolle, die die girls als Werbungsbilder spielen, nicht allein diese gezeigten Mädchen selbst, sondern auch *alle anderen*, da diese die Gezeigten als Vorbilder betrachten<sup>8</sup>, um selbst „Bilder“ werden zu dürfen. Und verändert ist auch die Rolle der Männer, da, wie gesagt, für Viele von diesen die Bilder wichtiger werden als die wirklichen Frauen, die gewissermaßen als „Proletariat“ *unansehnlich und unangesehen* ihr Leben zu absolvieren verurteilt sind. Was herrscht, ist ein Syndrom, das aus Werbung besteht, aus Gier darauf, Werbebilder zu werden, und aus Voyeurismus.

### Komparativ als Lebensprinzip

Warum, so könnte der Leser fragen, dieser ausgedehnte Exkurs über „Werbung“ und die, Wirklichkeit und Bild verkehrende, Welt von Hollywood? Ursprünglicher Anlass für diesen unseren Text war ja schließlich unsere Verlegenheit gewesen, der Enormität, die die atomare Bedrohung mit sich gebracht hat, sprachlich Herr zu werden; die Frage, mit Hilfe welchen Idioms wir uns vielleicht doch in

Stand setzen könnten, dieses Enorme, das uns sonst „entgehen“ könnte, auch nur wirklich zu *meinen*. Denn das geschieht eben, wenn wir von der „atomaren Drohung“ sprechen, gewöhnlich nicht.

Die Antwort auf die Frage: *Unsere Unfähigkeit*, das Maßlose sprachlich angemessen auszudrücken, dieses angemessen auch nur zu meinen (und deshalb auch angemessen zu bekämpfen) *ist dadurch mit-verursacht, dass wir gewöhnt sind, in der durch die verlogene Werbesprache artikulierten Welt zu leben; in einer Welt, in der die gegen Wahrheit völlig indifferente Werbesprache die selbstverständliche Sprache ist, also als die Sprache allein herrscht.*

Das Wesensmerkmal dieser unserer Sprache besteht nun aber überraschenderweise darin, dass man in ihr (obwohl unsere Münder von Superlativen überschäumen) *Superlative weder versteht noch äußert, sondern sich ausschließlich auf Komparative beschränkt. Superlative wären der Zusammenbruch aller Voraussetzungen. Sie darf es deshalb nicht geben, weil jedes endgültig „Beste“ die Möglichkeit des „Bessermachens“, des Überholens, also sowohl des „Fortschritts“ als auch der Konkurrenz, auslöschen würde. Im Interesse von Fortschritt und Konkurrenz darf „Bestes“ mithin nicht existieren, auch in Zukunft niemals.* Das gilt ganz generell: *Sowenig es ein bestes Seifenpulver geben darf, sondern die Möglichkeit immer noch besserer erhalten bleiben muss (die Garantie der Steigerung hat die Konstante zu bleiben), so wenig darf es (obwohl sie seit 45 Jahren existiert) eine furchtbarste Waffe geben.* Auch die Massenmordung muss natürlich – das wäre ja noch schöner, wenn wir da Ausnahmen konzidierten – perfektionierbar bleiben. *Wer getötet werden kann, muss natürlich auch noch töter gemacht werden können, sonst bleiben wir ja stehen, vielleicht so hinter der*

Vergangenheit zurück, sonst träten wir ja auf der Stelle. Die Ewigkeit der Veränderung (=Verbesserung) darf durch kein erreichtes oder auch nur erreichbares Absolutum abgebrochen werden. Und aus diesem Grunde darf man auch dasjenige nicht verstehen, was vor 45 Jahren – ich meine das seit damals nie vergangene und überall immanente Hiroshima – bereits geschehen war, sich mindestens angekündigt hatte: eben das im Prinzip Unsteigerbare. *Da innerhalb unseres Systems die Tatsache, dass wir das Unsteigerbare erreicht haben (sofern man von einem Verhängnis sagen darf, dass man es „erreiche“), nicht zugestanden werden darf, ist und bleibt unser Sprechen – und damit sind wir wieder bei dem Ausgangsthema dieses unseres Aufsatzes angelangt – dem Enormen, das vor uns steht, und das wir alle mehr oder minder direkt mit möglich machen, mindestens mit zulassen, nicht gewachsen.*

### Anmerkungen

- 1 In der kommunistischen ist diese Kritik durch die Tatsache des Staatsmonopolismus ohnehin ausgeschlossen. Mindestens bis heute. [1989]
- 2 Die Wirksamkeit der mutigen „Konsumenschutzorganisationen“, die mit ihren Empfehlungen und Warnungen dieses Tabu zu durchbrechen versuchen, bleibt, verglichen mit der Macht der Werbung, nahezu unreal.
- 3 Wir sollten also drei Arten von Produkten unterscheiden: 1. die Erzeugnisse im Alltags-sinn. 2. die Arbeitsplätze, die nicht nur als Voraussetzungen der Erzeugnisse (I) dienen, sondern selbst ausdrücklich hergestellt werden und als Produkte (II) gewertet zu werden und zu gelten verlangen. 3. das herzustellende, und natürlich auch als Ware zu honorierende Prestige der Produkte I und II (III).
- 4 Siehe d. Verf. „Die sirensische Welt“, in: „Die Antiquiertheit des Menschen“ Bd. II, S. 310ff.
- 5 Der molussische Theologe Rado musste für seinen kühnen Ausspruch „gutes Gewissen ist als Ausrede inakzeptabel“ drei Monate in Einzelhaft verbringen.
- 6 Die sogenannte „Nacktkultur“ widerspricht dem nicht. Denn sie ist eine verlogene Variante des Puritanismus, ein komischer Versuch der Desexualisierung des Nackten durch dessen en gros Ausstellung. Wirklich nackt ist aus plausiblen Grund immer nur die Einzelne.
- 7 Nein, die gab es nicht. Das Wort „women“ war in Hollywood durchweg durch das Wort „girls“ ersetzt, deshalb, weil „girls“ dem Ideal der „fresh commodity“ entsprach; bzw. weil niemand auf „second hand“-Objekte scharf ist.
- 8 Über die Wirklichkeit als „Abbildung der Bilder“ siehe bereits „Die Antiquiertheit des Menschen“, Bd. I, S. 188ff.



NORBERT TRENKLE: Kampf ohne Klassen • ERNST LOHOFF: Ohne festen Punkt • MARCO FERRANDES: Piqueteros oder Wenn Arbeitslosigkeit adelt • KARL-HEINZ LEWED: Eine „Theorie zur Verletzbarkeit von Herrschaft“? Zu John Holloway • ERNST LOHOFF: Kategorie ohne Eigenschaften.

Erscheint einmal jährlich, ca.170 Seiten,  
10 Euro pro Heft.

Abo und Einzelhefte: Redaktion *krisis*, Postfach 2111,  
91011 Erlangen, Tel.: +49 (0911) 705628,  
Fax: +49 (0911) 7809542, e-mail: [krisisweb@gmx.de](mailto:krisisweb@gmx.de)

Auch im Buchhandel erhältlich.

Gesamtverzeichnis auf [www.krisis.org](http://www.krisis.org) oder anfordern.

[www.krisis.org](http://www.krisis.org) [www.streifzuege.org](http://www.streifzuege.org)

# Vom Einkaufen

NOTIZEN ZUM GESELLSCHAFTLICHEN STOFFWECHSEL – TEIL 1

von Franz Schandl

„Henry Ford hat kürzlich hundert Millionen Dollar für die Errichtung einer Schule gestiftet, die er die Schule der Zukunft nennt. ‚Ich habe so lange Autos fabriziert‘ erklärte er, ‚bis ich den Wunsch bekam, nunmehr Menschen zu fabrizieren. Die Losung der Zeit ist Standardisierung.‘ -- erste Musterschule Fords, die ihre Tätigkeit bereits begonnen hat, nimmt nur Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren auf. Verpönt sind Sprachen, Literatur, Kunst, Musik und Geschichte. -- Die Lebenskunst müssen die Schüler lernen, sie müssen verstehen, zu kaufen und zu verkaufen --“  
(Karl Kraus, *Der Fordschritt* (1930);  
Schriften, Band 20,  
Frankfurt am Main 1994, S. 162.)

Was passiert beim Kauf? Wessen Gestalt ist er? Was geht in uns vor? Was machen wir da? Was stellen wir an und wie?

Gemeinhin erscheint der Tausch als die reine Unmittelbarkeit, als die logische, ja ontologische Form von Geben und Nehmen. Gleich Essen, Bewegen, Schlafen. Als ausdifferenziertes Tauschen wäre das Kaufen (und Verkaufen) dann nichts anderes als eine höhere oder feinere Ausprägung dieser Unmittelbarkeit. Es tritt der Markt dazwischen und mit ihm das Geld, mit dem man auf die Waren zugreift. Aus Ware-Ware (W-W) wird Ware-Geld-Ware (W-G-W). Als Transaktion beschreibt Einkaufen G-W und Verkaufen W-G. „Die Momente der Warenmetamorphose sind zugleich Händel des Warenbesitzers – Verkauf, Austausch der Ware mit Geld; Kauf, Austausch des Gelds mit Ware, und Einheit beider Akte: verkaufen, um kaufen zu können“, schreibt Karl Marx. (MEW 23:120)

Jede Ware hat einen Tauschwert und man bezahlt den Tauschwert, um den Gebrauchswert zu erhalten. Man kauft nicht den Tauschwert, sondern den Gebrauchswert, indem man sich des Tauschwertes entäußert. In der Sphäre der realen Konsumtion gilt es, den Artikel oder die Leistung

sukzessive zu verbrauchen, d.h. sie gehen in die Reproduktion der Konsumenten ein, um deren weitere Produktions- und Geschäftsfähigkeit zu fördern. Dass die Produktion Konsumtion ist und Konsumtion Produktion hat Karl Marx auch sehr instruktiv beschrieben, und zwar in der „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie (vgl. MEW 13:622ff.). Das aber nur am Rande.

## 1.

Kaufen ist keine Tätigkeit unter anderen, sondern die zentrale Aktion des gesellschaftlichen Stoffwechsels, der wir als Aktivisten zur Verfügung stehen. Permanent. Schon das Kleinkind übersetzt: „Das will ich haben!“ in „Das will ich kaufen!“ Was wir kaufen, können wir uns vielleicht aussuchen, dass wir kaufen jedoch nicht. Die Frage nach dem Warum wirkt fast abwegig – und zweifelsfrei sie verrückt auch die ganze Sichtweise.

Die Aufgabe besteht darin, etwas als etwas anderes zu deuten und in einem Dritten zu erkennen, indem man es in einen Maßstab presst, der scheinbar reine Quantität hat. „Im Geld ist alle Verschiedenheit der Waren aufgelöst, weil es eben die ihnen gemeinsame Äquivalentform ist.“ (MEW 24:50) Geld ist der Äquivalentmacher der Waren. Nicht bloß durch es, sondern in ihm sind alle ausdrückbar. Geld ist nicht „als Instrument zu fassen; es ist die Form des Kapitals“. (MEW 25:442) Die Gewalt liegt in der Struktur des Zirkulationsverhältnisses, nicht in den Inhalten, die sie transportiert. Die sind, wird erstere akzeptiert, tatsächlich frei. Was meint, dass im Regelfall niemandem die Abnahme von Waren aufgezwungen wird bzw. diese einem vorenthalten werden können. Das ist lediglich eine Frage des Geldes. Wer zahlen kann, kann alles haben, was käuflich ist.

Was Geld von allen anderen Waren unterscheidet, ist, dass es sich durch Entäußerung verwirklicht (vgl. etwa MEW 42:154). Es wird konsumiert durch Weggabe. Die realisierte Kraft des Geldes drückt sich aus in seiner absoluten Flexibilität. Es kann nicht für sich selbst stehen, sondern letztlich nur für anderes. Es be-

herrscht alles, auch wenn es selbst zu nichts taugt. Ein Rock bleibt ein Rock auch ohne Geld, während Geld ohne Rock und alle seine nahen und fernen Verwandten gar nicht erst existieren könnte. Die objektive Tendenz des Geldes besteht also nicht in der Schatzbildung, sondern in der Verwertung im Kauf.

Nicht Güter sind an Produktionsstätten abzuholen oder einfach an Verteilungsstellen zu entnehmen, sondern Waren am Markt zu erwerben. Wenn wir etwas brauchen oder wollen, müssen wir es kaufen. Mittel der Aneignung ist das Geld. Kaufen meint Geld gegen Ware einzutauschen. Der Käufer muss daher über Mittel verfügen, um sich als solcher am Markt zu behaupten. Aus der Herausforderung folgt ja noch nicht die Verwirklichung. Käufer sein ist jedenfalls keine in der Natur angelegte Eigenschaft, sondern eine kulturelle Normierung, die zu einem Anspruch an alle geworden ist. Da ist nichts Ewiges an ihm.

## 2.

„Die wirkliche Zirkulation stellt sich zunächst dar als eine Masse zufällig nebeneinander laufender Käufe und Verkäufe. Im Kauf wie im Verkauf stehen sich Ware und Geld stets in derselben Beziehung gegenüber, der Verkäufer auf Seite der Ware, der Käufer auf Seite des Geldes.“ (MEW 13:79) „Zur Zirkulation gehört wesentlich, dass der Austausch als ein Prozess, ein flüssiges Ganzes von Käufern und Verkäufern erscheint.“ (MEW 42:126) Die Frage, ob jemand flüssig ist, macht durchaus Sinn. Tausch ist die Flüssigkeit, in der alle schwimmen. Nicht wenige gehen unter und manche saufen ganz ab.

Durch den Kauf erschafft sich die Warengesellschaft immer wieder aufs Neue. Er ist der Zu- und Abfluss alltäglicher Reproduktion. So „erscheint die Zirkulation als ein schlicht unendlicher Prozess. Die Ware wird gegen Geld ausgetauscht; das Geld wird gegen die Ware ausgetauscht und dies wiederholt sich bis ins Unendliche. ... So wird Ware gegen Ware ausgetauscht, nur dass dieser Austausch ein vermittelter ist. Der Käufer wird wieder Verkäufer, und der Verkäufer wird wieder

Käufer.“ (MEW 42:127) Das schier ewige Leben als W-G-W ist „ein unendlich verschlungenes Kettengewirr“ (MEW 13:75). Die Welt des Geschäfts verbindet jeden mit jeder und alle mit allen, aber *anonym*. Es ist eine *ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit*, die uns das Kapital aufherrscht. Ob ein Cent aus einem Waffendeal oder dem Verkauf eines Gartenschlauches stammt, das weiß letztlich niemand.

Und wenn die Kette an ihren schwachen Gliedern reißt, ist das gemeinhin kein Grund zur Freude, denn damit bricht nicht bloß der Markt ein, nein es stockt auch der Stoffwechsel. Läuft etwas schief, sind viele negativ betroffen. So wollen auch alle, dass nichts schief läuft. Selbst die, die den Markt nicht wollen, tun alles, um sich in ihm und daher ihn zu ermöglichen. *Praktisch sind alle dafür*. Sie pflegen ihre Arbeitskraft, hegen ihre Waren und zahlen entsprechende Preise. Sich marktkonform zu verhalten, ist keine Frage des freien Willens, sondern umgekehrt: Der freie Wille, eine Erfindung des Marktes, ist stets auf ihrer Seite.

### 3.

*Was brauche ich?* oder *Was will ich?* kann nicht das uns *leitende* Kriterium sein, sondern: *Was kann ich mir leisten?* Die Grundfrage des bürgerlichen Subjekts lautet: *Wie komme ich zu Geld?* Jeder von uns stellt sich zwangsweise die Frage, wo es denn solches zu holen gibt. Andauernd geht es darum, Geld aufzustellen. Gleich einem Süchtigen ist das Subjekt auf der Jagd nach dem Stoff. Zu Geld kommen kann es nur, wenn es etwas zu verkaufen hat oder von anderen Verkäufern bzw. von der Allgemeinheit (Staat) alimentiert wird.

Das Güterzukommen im Kapitalismus ist keine Frage einfachen oder freien Begehrens, sondern eine Entscheidungsfrage entlang der finanziellen Potenz. Nicht Wollen und Brauchen sind ausschlaggebend für den Zugriff, weder das bloße *Verlangen* noch die krude *Vorhandenheit*, sondern das *monetäre Vermögen*. Wobei Wollen und Brauchen selbst keine unschuldigen Wörter sind, die eben einem individuellen Gefallen folgen. Das Profane, das sie ausdrücken, ist ein Zerrspiegel desselben, kontaminiert a priori, sodass nicht zu sagen ist, was daran ein „echtes“ Bedürfnis ist. Vielleicht ist heute sogar die Frage danach eine falsch gestellte.

*Das Seiende kommt zu uns über das über das Seiende Hinausgehende*. Die Dinge des Lebens müssen durch das Nadelöhr des

Geldes. Zur Befriedigung dient nicht das, was da ist oder aufgebracht werden könnte, sondern lediglich das, was im Wert *ideell gedoppelt* und durch einen Preis *reell abgelöst* werden kann. Der Gegenstand wird nicht in erster Linie dafür hergestellt, damit er Bedürfnisse bedient, sondern weil mit ihm Geld gemacht werden kann. Kaufen befriedigt die Verwertung, die Versorgung der Menschen ist nachrangig.

Nicht die Konsumtion regelt Distribution und Produktion, nein die *Warenzirkulation* als Retorte der bürgerlichen Gesellschaft und eben ganz *spezifische* Form der Distribution reguliert Produktion und Konsumtion. Produziert wird, was verkäuflich ist und konsumiert wird, was gekauft wird. Zwischen Herstellung und Verbrauch eines Produkts oder einer Leistung hat sich etwas *Seltsames* geschoben, das von Verzehr und Erzeugung her betrachtet eigentlich überflüssig ist, aber doch sich zum Meister derselben aufschwingt. Und das mit gebieterischer Macht.

Ohnedies stellt sich die ketzerische Frage, wer eigentlich wem gehört: Dem Besitzer das Geld oder dem Geld der Besitzer? Kehren wir das Aktiv ins Passiv und betrachten wir die Sache mal andersrum. Jeder Geldbesitzer ist nämlich auch ein *Geldbesessener*, seine Gedanken kreisen fortwährend um ES. Er will es erwerben, er will es vermehren, er will es ausgeben, er will es verzinsen, er will es arbeiten lassen, er will damit kaufen, er will es vererben, er hat Angst um es, er könnte betrogen werden um es, es könnte entwendet werden u.v.m. ES hält ihn auf Trab, denn es könnte auch weggaloppieren. Geld verlangt nach Anlage. Wie ein Stachel sitzt das Geld im Subjekt. Die Verfügung folgt dem Gefüge und sie ist umso erfolgreicher, je entschiedener eins sich zu fügen versteht. Es ist die absolute Unterwerfung, die oftmals das Vorwärtskommen bedingt. Manche nennen das Karriere.

### 4.

Beim Einkaufen geht es darum, dass ein *Geldhaber* sich in einen *Geldausgeber* transformiert. Es handelt sich dabei jeweils um die gleiche Person in einem anderen Aggregatzustand. Geldausgeber kann einer nur sein, der Geldhaber ist. Er ist dazu solange im Stande, solange er über Geld verfügt oder ihm dieses vorgeschossen wird. Ein Kredit behauptet in diesem Realszenario nichts anderes, als dass der Kreditgeber vom Kreditnehmer meint, dass dieser das Darlehen einmal zurückzahlen wird können.

Mit dem Geld macht der Geldgeber als Käufer den Geldnehmer als Verkäufer gefügig. Geld ist der rationale Grund, eine Ware preiszugeben. Der Austausch wird so zu einer unpersönlichen Kommunikation, wo im Regelfall allein die verdinglichte Beziehung über Geben und Nehmen entscheidet. Die substanzielle Kraft des bürgerlichen Subjekts liegt in seiner *Kaufkraft*. Sie entscheidet über die Teilhabe an Produkten und Dienstleistungen. Sie erscheint als das *Vermögen* schlechthin. Um kaufen zu können, muss man Eigentümer von Geld sein oder von etwas, das sich in Geld verwandeln lässt (Grundbesitz, Arbeitskraft, Kapital, Anspruch auf Sozialleistungen).

Bürgerliche Freiheit hat ihren Ausgangspunkt in den Rechten und Pflichten der Käufer resp. Verkäufer, freilich versetzt jene nicht alle in die Befähigung, dem Status auch zu entsprechen. Dann treten Geldmonaden ohne Geld auf den Plan. Zu den schlimmsten Dingen gehört es, nicht mehr markttauglich zu sein. Nicht kaufen zu können heißt, nicht gesellschaftsfähig zu sein. Man wird zum so genannten Sozialfall. Entwertet und verachtet, im besten Falle bemitleidet.

Wo die Abhängigkeit vom Geld oberstes Gesetz ist, ist auch die Autonomie jedes Subjekts wiederum nur über Geld zu bewerkstelligen. Wenn jemand von sich stolz verkündet: „Ich bin unabhängig“, meint er auch: „Ich habe genug Geld“. *Freisein* heißt sich freikaufen zu können. Ibsens Nora sagt im gleichnamigen Stück, und zwar im Ersten Akt, wo sie noch an das gemeinsame Glück mit ihrem Advokaten glaubt: „Ja, es ist doch wunderbar, tüchtig viel Geld und keine Sorgen zu haben. Nicht wahr?“ Unabhängigkeit ergibt sich, indem man die Abhängigkeit ganz entschieden für sich zu nutzen versteht. Das verstehen alle und wiederum auch nicht. Aber nicht weil es ihnen an Verstand mangelt, sondern an Geschäftstüchtigkeit. Daher ist beides richtig: Der bürgerlichen Freiheit liegt ebenso wie der wirklichen Unfreiheit das Geld zugrunde.

### 5.

Eine inverse Sicht der Dinge hat überhaupt so ihre Vorteile. Warenhunger ist nicht bloß der Hunger der Kunden nach den Waren, sondern primär jener der Waren nach den Kunden. Kriegt ein Kunde eine Ware nicht, dann geht jener nicht unter. Findet jedoch die Ware keinen Kunden, dann ist es um sie geschehen. Sie *muss* also an ihn ran, sie *muss* ihn haben.

Die Aggressivität, die vorerst einmal auf der Seite des Verkäufers liegt, der die Ware los werden will, muss in eine wechselseitige transformiert werden. Und das ist durchaus eine Frage der *Anmache*, und demonstriert auch, warum gerade die Werbung zu einem bestimmenden Faktor in der Ökonomie geworden ist. Und sie ist mitnichten auf diesen Bereich beschränkt, sie hat inzwischen alle Sphären, ja intimen Zonen der Gesellschaft erobert. Nur was wirbt, lebt!

Animation ist das erste Gebot der Ware und des Kapitals. Dem Haben-Wollen wird durch die Werbung nicht nur nachgeholfen, in immer mehr Fällen wird es durch die Reklame erst erzeugt. Es gleicht einer gebieterischen Illumination. Die Ware ist stets indiskret. „Der wirkliche Konsument wird zu einem Konsumenten von Illusionen. Die Ware ist diese wirkliche Illusion und das Spektakel ihre allgemeine Äußerung.“ (Guy Debord, *Die Gesellschaft des Spektakels* (1967), Berlin 1996, S. 38). Indes, sich diesen Illusionen hinzugeben fördert die realen Geschäfte. Ware funktioniert als Surrogat par excellence.

Die stimulierende Ästhetik der Werbeindustrie vermittelt einem, wo es lang geht, was *schick* und *in* ist. Wir wissen erst, was wir wollen, wenn wir wissen, was wir zu kaufen haben. Dann wissen wir es allerdings ganz genau. Was beim Geschäft letztlich zählt, ist das Ergebnis, was Anlass gewesen ist, wird im Moment des Vollzugs egal. Shoppen funktioniert nicht ohne eine allgegenwärtige Beeindruckung. Der sind wir ausgeliefert, werbefreie Räume und Zeiten gibt es kaum noch. Unsere tägliche Dosis ist eine Überdosis, die alle süchtig machen soll. Einkaufen hat zusehends weniger mit einer Erledigung oder Besorgung zu tun, es wird zum Selbstläufer. Die Notwendigkeit steten Vollzugs wird zum Bekenntnis aufgewertet. Der Kauf dient nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern wird *Selbstzweck*. Shoppen wird zum Erlebnis, zum Event. *Kauflust* nennt sich das, gelegentlich auch *Kaufrausch*.

## 6.

Damit die Waren nicht verfallen, haben wir ihnen verfallen zu sein. Nicht seine Erwartung treibt den Käufer, sondern seine Haltung. Er tut, was man *von ihm* verlangt, nicht wonach er verlangt. Diese Differenz ist ihm allerdings nicht bewusst. Es ist keineswegs mehr das berüchtigte Gebrauchswertversprechen, das die Leute motiviert und abholt, es geht zusehends um den *Herdentrieb an sich*, dem man sich

## Der kritische Konsument

Der Kunde ist König“, propagierte man früher. Heute hat der Konsument ein kritischer zu sein, der „grüne Punkt“ am bunten Giftcocktail. Er soll die Produkte der (bösen) „Geschäftemacher“ meiden und anstatt dessen faire und ökologische zu gerechten Preisen kaufen. Wie aber gehen solche Attribute mit den Gesetzen des Marktes zusammen? Das Wunderwesen „kritischer Konsument“ kann angeblich bestimmen, *was wie* produziert wird und *was* auf dem Markt angeboten wird. Wenn er wirklich was zu sagen hätte, der kritische Konsument, hätte er wohl den herrschenden Irrsinn des Warenschrotts und der globalen Vermüllung schon zu verhindern gewusst. Abgesehen davon, dass der Mensch in einer emanzipierten Gesellschaft kein Konsument mehr wäre (die Charaktermaske Konsument ist ja nur die Kehrseite des Lohnarbeitenden), wie sollte das denn funktionieren, immerzu p.c. einzukaufen? Soll der Konsument alle Supermärkte abklappern, um sich in jedem vom kleinen

in diversen Kauftempeln hinzugeben hat. Gegen diesen unentwegten Antrieb ist niemand resistent, es bedarf manchmal (sich) kasteiender Zurückhaltung, sich ihm zu entziehen. Natürlich verwechselt sich hier wie so oft das soziale *Getriebe* mit einem Trieb, indem es sich als solches inszeniert und seinen Ideologen kalt-schnäuzig erklären lässt, dass der Markt der menschlichen Natur entspricht.

Gut ausgerüstete und dotierte Bataillone der Kulturindustrie sind heute dafür abgestellt, Appetit zu machen, um das Verlangen der Waren nach den Kunden in eines der Kunden nach den Waren zu transformieren. Ziel ist es, aufregend zu machen, was nicht anregt, geschmackvoll zu finden, was nicht schmeckt, überzeugend zu halten, was unsinnig ist – kurzum anzuhebeln, was einen anhimmelt, vor allem aber *nach dem zu gieren, was nach einem giert*. Man denke etwa an diverse Anschaffungen, die wir keineswegs brauchen, ja nicht einmal brauchen können, wo aber der Preis, der inzwischen schon *Kampfpfeil* heißt, uns nahe legt, *zuzuschlagen*: So billig wie heute bekomme ich das nie wieder. Da kann es dem gierigen Käufer schon passieren, dass er Artikel kauft, obwohl er dieselben schon hat, aber in der Hitze des

Bio-Sortiment mit dem Notwendigen einzudecken? Soll er immerzu in einen weit entfernten Bioladen pilgern – womöglich mit dem Auto? Warum wird ausgerechnet der Konsument, also der „Endverbraucher“, das letzte Glied in der Kette, mit der ehrenwerten Aufgabe betraut, sich p.c. zu verhalten? Warum soll der Konsument mit hängender Zunge und ohne die nötigen finanziellen Mittel die (wesentlich) teureren fairen Öko-Rosinen mühselig aus dem monströsen Giftkuchen herauspicken? Und die Masse der „Versorger“ darf immer mehr Schadstoffe und Genveränderungen in den Wareneintopf mischen? Die systemlogische Frage müsste zumindest lauten: Wäre es nicht einfacher, wenn es überhaupt nur faire und ökologische Produkte zu „gerechten“ Preisen für alle und „gerechte“ Löhne für die Produzenten gäbe? Aber ist noch niemandem aufgefallen, dass es in einer Marktwirtschaft, in der die *Verwertung* oberstes Gebot ist, nur *marktgerecht* zugehen kann und „der kritische Konsument“ nur ein moralischer Popanz sein kann?

M. Wö.

Kaufs nicht schnallt, dass dem so ist.

Die Ware, die kein krudes Ding ist, sondern ein vertracktes soziales Verhältnis, kann ihren gesellschaftlichen Auftrag nur adäquat erfüllen, wenn sie nicht bloß käuflich ist, sondern wenn sie auch verkauft wird. Sie muss alles daran setzen, dass dieser Fall eintritt. Das vermag sie allerdings nicht alleine zu bewerkstelligen, sondern bedarf ihres Personals der Warenhüter, all der gesellschaftlichen Käufer und Verkäufer, somit *aller*. Diese stehen nicht nur in einem Dienstverhältnis zur Ware, sondern Kauf und Verkauf sind ihre Lebenswelt, in der sie sich bewegen. Sie sind immer im Dienst und stets zu Diensten.

Es ist einfach nicht so, dass ein Produkt zum Menschen will, oder dass der Mensch ein Produkt möchte, sondern dass verdinglichte Warenbeziehungen fortwährend kommunizieren. Man ist in einem Kreislauf gefangen und auch das Denken oder besser vielleicht: das *Registrieren* ist befangen in dieser mächtigen Form „ewigen“ Handelns, das nichts anderes als ein *Handeln* zu sein hat. Schon die sprachliche Doppelung des Begriffs für Unterschiedliches demonstriert die eminente Bedeutung dieses Terminus: *Tun hat Handeln zu werden*. – Unablässig!

2000 Zeichen

abwärts

## 7.

Der Markt ist nicht der Ort gemeinsamer, also kommunistischer Erfüllung, sondern der Raum gegenseitiger Abgleichung, ein Platz, wo der kommerzielle Wettbewerb absolut gesetzt wird. Da treten Konkurrenten an, nicht Freunde auf. Die schmerzhafteste Trennung der Konsumenten von den Produkten wird dort nicht aufgehoben, sondern Produkte werden als Waren *freigekauft*.

Das uns entgegenkommende Produkt wird nicht als Gut geschätzt, sondern als Ware wahrgenommen. Selbst wo es nicht positiv angenommen wird („Wie kann ich es kaufen?“), sondern bloß negativ („Was kann ich mir ersparen?“). Geld und Wert sind schon im Kopf der Leute, die am Markt als Käufer und Verkäufer, und eben nicht als profane Personen auftreten. Der Mensch wird nicht erst im Kaufakt zum Käufer, sondern er erfüllt in diesem Moment nur seine gesellschaftliche Funktion, die er immer hat, auch dann, wenn er sie gerade nicht ausübt. Er ist als Käufer formiert, selbst dort, wo nicht unmittelbar der Markt regiert. Das kommerzielle Wesen betrachtet die Welt durch das Auge von Kauf und Verkauf. Seine Aufgabe als

Kunde besteht darin, kundig zu sein, sich in der Warenwelt auszukennen. Warenkunde hieß dementsprechend einmal ein Unterrichtsfach.

Es ist jedenfalls nicht so, dass am Anfang ein Begehren sich ungebrochen äußert und erst dann seine Beschneidung durch die Geldmenge greift. Das hieße doch, dass Menschen den Gegenstand des Verlangens zuerst als Gut und dann erst als Ware auffassen. So ist das nicht! Die selbstverständliche Pflicht liegt darin, jedes Produkt und jeden Dienst in den Dimensionen des Preises (und des Preisvergleiches) zu beurteilen und diese mit den eigenen finanziellen Potenzen zu konfrontieren.

Wenn wir die Waren betrachten, denken wir den Tauschwert nicht bloß mit, wir begreifen und betätigen, ja *empfinden* ihn. Das ist ein synthetischer Vorgang. Und dieser gleicht nicht nur einem sozialen, sondern einem *organischen Reflex*, der den Instinkten nahekommt, und daher sich auch als solcher einschätzt. Die Kalkulation in den Geschäften folgt dem Gespür alltäglichen Handelns, den vielfachen Erfahrungen, die jedermann mit der Warenwelt so hat. Im Einkauf findet so einerseits viel mehr statt als Produktbeachtung, andererseits viel weniger, weil eins sich nicht

und nicht auf das Produkt zu konzentrieren vermag.

In letzter Instanz nimmt der Käufer als Käufer nicht sinnliche Möglichkeiten wahr, sondern monetäre Gelegenheiten. Wir sind weitgehend unfähig, etwas aufzufassen, ohne die Kosten zu denken. Unser Denken ist ein Denken in Preisen, ein primitives Reflektieren in und von Werten. Was das kosten wird? Was das wohl gekostet haben mag? Oder: Wie komme ich selbst auf meine Kosten? Permanent umschwirren solch ungemütliche Gedanken unseren Geist und verwandeln ihn in eine Rechenmaschine, wo die Kosten stets wichtiger sind als die Folgen der Handlungen.

## 8.

Können alleine kann gar nichts. Die Eignung der Menschen zum Konsum und die Eignung der Produkte zum Gebrauchtwerden, verbunden mit einer vernünftigen Zuteilung, das alles ist heute weder ausreichend noch ausschlaggebend. Die Eignung muss einer *besonderen Aneignung* unterworfen werden. Die Eignung zur Nahrungsaufnahme reicht keineswegs aus, essen zu dürfen. Um Brot zu essen oder auch Traktor zu fahren muss es einen *Eigentümer* geben, der das tut oder es anderen gestattet. Annahme, Betätigung, selbst Sättigung verlangt einen Rechtstitel. Bedürftigkeit oder Wille sind im Normalfall solche nicht. Das ist noch immer, ja immer mehr die Bezahlung.

Reichtum im Sinne eines glückenden Lebens ist aber nicht eine Frage des Maßes, sondern eine der Güte. Nicht das ewige Mehr ist das Ziel, sondern das sinnliche Erleben befriedigender Momente, kurzum: der *Genuss*. Natürlich ist ein bestimmtes (aber keineswegs verallgemeinerbares) Quantum die notwendige Basis, um den Mangel zu überwinden, aber die beständige Steigerung disqualifiziert jedes Maß durch Vermessenheit ins Unmaß. Menge vergrößert Chancen bloß, wenn es die räumlichen und zeitlichen, die psychischen und physischen Kapazitäten gibt, jene zu fassen.

Je mehr CDs jemand hat, desto geringer werden pro CD die Möglichkeiten, dass diese auch gehört werden. Man schließt mit solch besitzanzeigendem Eigentum nicht nur andere davon aus, sondern letztlich auch sich selbst. Das zeitigt eine paradoxe Pointe: *Je mehr man hat, desto weniger hat man davon*. Also verlangt man nach mehr, um noch weniger zu haben. Der uns stets bedrängende Komparativ ist

## 2000 Zeichen

## Gewalt ist geil

In Wien fielen dieser Tage gleich mehrere Sujets dieser Rubrik ins Auge. So etwa jenes auf dem aktuellen Plakat der Werbeakademie. Es zeigt eine Computermaus. Das ist freilich nicht der Rede wert – wären da nicht die Blutspuren. Passend dazu der Slogan: „Die etwas härtere Ausbildung“. An der österreichischen Werbeakademie, so also die frohe Botschaft, bildet eins sich locker blutig. Eine ähnliche Klientel dürfte die Plakatserie des Radiosenders FM4 hübsch cool finden, die uns offenbart: „Wer hören will, muss fühlen“. Offenbar gilt dies für jene, die beim bloßen Hören wenig fühlen. Auf einem der Plakate wird der Slogan nämlich unterlegt mit dem Bild eines Skaters, dessen Ellbogen eine blutende Wunde, die an ein Einschussloch erinnert, schmückt. Freilich, Brutalität in der Werbung ist nicht neu. Neu allerdings scheint der Trend, Konsum gezielt mit Unlust anzukurbeln. Denn üblicherweise dient Werbung ja dazu, Konsumlust anzuregen. Sie umhüllt den Warenpöbel die-

sem Ziel entsprechend mit Sex, Glanz und Status. Die Werbung mit Gewalt jedoch enthüllt ganz ohne Scham die Gewalt der Werbung. Nicht allein eine Verschärfung, auch eine Wendung steckt darin: Der Imperativ des Genusses wird abgelöst vom Schmerzdictat. Anders als in offen sadistischer Werbung á la Golf Week Austria, die das Gesicht einer Frau zeigt, deren Unterlippe von einem Schlag geschwollen ist, und mit der Aufforderung „Treffen sie Kolleginnen!“ für die „GolfWeek business challenge 2006“ wirbt, wird hier mit dem Wunsch kokettiert, *selbst* Schmerz zu erleben. Konsum gilt in diesem Fall nicht mehr als Eintritt in das orale Eldorado von arbeitstoten Warenidioten, sondern gleicht einem Unterwerfungsritual genusserschöpfter Selbstzweckjünger. Mit bestem Beispiel geht die Werbeakademie ihrer Branche dabei voran. 2004 zeigte sie eine Plakatfolge mit „Größen der Werbe- und Medienbranche im In-Fight“ – „Sie kämpfen unbarmherzig um einen Abgänger der Werbeakademie“. Blöd geht das Kapital zugrunde.

A.Ex.

abwärts

Folge dieses immanenten Wachstumswahns. Der Hunger nach Waren wird umso größer, je weniger er mit ihnen gestillt werden kann.

Es gibt auch ein sich *disqualifizierendes Haben*, das ist dann der Fall, wenn die Habe sich nicht zur Verwendung eignet, sie unkonsumiert bleibt. Als gekaufte Waren haben sich diese zwar verwertet, aber sie werden nicht genutzt, sie verstellen einfach Platz oder verderben. Man hat sie, ohne etwas davon zu haben. Aber alleine die Einbildung, ausschließlich über sie verfügen zu können, steigert Selbstwertgefühl und Stellenwert des bürgerlichen Subjekts. Die reale Verfügung wird hier durch eine fiktive ersetzt. Ab einer gewissen Größe ist Reichtum unrealisierbar, unwirklich dahingehend, dass er von seinen Inhabern in keiner Weise mehr genossen werden kann. Gekauftes und Genuss sind nicht einmal hintereinander eins. Auch hier spalten sich Wert und Reichtum.

„Wofür gibt Gerhard Randa sein Geld aus?“, fragte die Kronen Zeitung den langjährigen Chef der Bank Austria, und Randa antwortete: „Meistens fehlt mir fürs Geldausgeben die Zeit. Nur am Flughafen, wenn ich warten muss, schlage ich zu. Dann kaufe ich Krawatten, die ich nie trage, Bücher, die ich nie lese, und CDs, die ich nie höre.“ (*Kronen Zeitung*, 5. Dezember 2004) Besser kann man Armut durch Reichtum kaum noch beschreiben.

Besitz soll nicht als Inklusion von Möglichkeiten verstanden werden. Wer auf der Mannigfaltigkeit beharren und auf den Genüssen des Lebens insistieren will, darf diese nicht in das enge Korsett des Privateigentums zwingen. Dieses verhindert mehr, als es erlaubt. Es schließt nicht einmal die davon nicht Ausgeschlossenen nicht aus. Recht beschneidet die Verfügung nicht nur negativ. Der Eigentumstitel sagt also wenig über den Effekt. Ein Zuviel führt in den Stau oder den Überdruß. 500 Krawatten und 400 Hemden können von ihren Besitzern nicht mehr entsprechend genutzt werden. Ebenso 16 Yachten oder 1000 Häuser. Da weiß man nicht einmal, was man hat, geschweige denn, wie man es konsumieren kann. Letzteres wird auch als Kapital angelegt. Aber damit ist die Obszönität nicht beseitigt.

## 9.

Links steht der Gebrauchswert (Menge, Titel, Marke), rechts der Tauschwert, charakterisiert durch eine Zahl mit Komma, die den genauen Preis ausweist. Rechts

unten sind die einzelnen Posten dann zusammengesammelt. Die Rede ist vom Kassensbon. Die entsprechende Summe ist jedenfalls zu entäußern, um in den Besitz der Lebensmittel zu gelangen. Die Rechnung ist nicht bloß eine Bestätigung, sondern auch ein Zeugnis, das dem Käufer Rechenschaft über seinen Einkauf gibt, damit er die finanzielle Zweckmäßigkeit seines Tauschhandels überprüfen kann.

Wenn der Käufer die Ware ansieht, was sieht er? Und wie sieht er sich selbst, wenn er sich als Käufer ansieht, oder sieht er sich als solcher gleich gar nicht an? Sind Sachlichkeit, Rationalität, Konstruktivität vielleicht gar Zwangsvorstellungen, Halluzinationen? Beim Kauf geht es ganz wild zu in den Ganglien: Nicht „Was ist zu haben?“ ist die Frage, sondern „Was kann ich mir leisten?“ Der Gebrauchswert der Ware muss mit dem ähnlicher Waren verglichen werden. Die Ware ist bezüglich der eigenen Kaufkraft zu veranschlagen. Sie muss aber auch zum Warensortiment in Bezug gesetzt werden, das der Warenkäufer erwerben will. Was braucht man notwendiger? Was ist unverzichtbar? Was ist leistbar? Daraus folgen Reihungen und Entscheidungen. Weiters: Welches Produkt ist billiger? Welches Produkt lebt länger? Was sagen die Erfahrungen? Welches gefällt resp. schmeckt besser? Die Ware muss schließlich zur gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit in Beziehung gesetzt werden. Entspricht der Preis dem Wert, kurzum: Ist der Artikel preiswert? Diese und viele andere Fragen stellt der Warenkäufer sich dauernd. Er braucht sie gar nicht auszuformulieren. Sie behaupten sich sowieso. Ständig gilt es, Preise zu vergleichen, Listen zu studieren, Sonderangebote zu suchen. Obgleich diese einem ja entgegenfliegen, öffnet man die Wohnungstür oder das Postfach. Billig davonkommen, (sich) teuer verkaufen, ist die Devise.

Was wir brauchen, um erfolgreich zu sein, ist: *Kalkül! Kalkül! Kalkül!* Die Waren- und Geldmonade ist darauf abgerichtet, permanent zu kalkulieren. Das funktioniert quasi automatisch. Wir handeln wie im Affekt, weil Handeln zu einem Affekt geworden ist. Jeder Käufer wird so zu seinem Gelddörsenspekulanten. Einkaufen ist eine *ungemein komplexe Angelegenheit*, es erscheint nur nicht als solche, weil es kaum eine andere Gewohnheit gibt, die so vertraut ist. Hier regiert die Allmacht der Konvention.

Mit Geld umgehen zu können, gehört zu den gefragtsten Eigenschaften. Unzählige Spezialberufe haben sich da im

Lauf der Zeit herausgebildet: Börsenspekulanten, Steuerberater, Versicherungsmakler, Bankangestellte, Kassierinnen, Mahnabteilungen, Finanzbehörden etc.– Es wäre ziemlich interessant zu erheben, wie hoch der Prozentsatz an menschlicher Gesamttätigkeit dafür ist. Wir würden vermuten, es ist der Großteil. Der direkte Dienst am Geld als Gelddienst ist zum vorherrschenden Beruf geworden. Die Gesellschaft mag sich säkularisiert haben, doch noch nie gab es so viele Priester und Orden, siehe oben. Derlei quantitative Forschung findet sich freilich kaum. Cui bono?

## 10.

Im Kaufen offenbart sich tagtäglich die fetischistische Bezüglichkeit der Menschen zu ihren Leistungen und Produkten. Sie nehmen diese nicht direkt wahr und an, sondern indirekt. Der Zugang erfolgt über ideelle und reelle Umwege. „Wenn die Tauschwerte in den Preisen *ideell* in Geld verwandelt werden, werden sie im Tausch, im Kauf und Verkauf, *reell* in Geld verwandelt, gegen Geld umgetauscht, um sich als Geld dann wieder gegen Ware auszutauschen.“ (MEW 42:124). Käufer und Verkäufer bestimmen Kosten und Preise, auf einer quantitativen Skala, die von all den nützlichen Dingen abstrahiert, aber sie doch als konkrete Summe auszuweisen versteht. Erst dann erfolgt eine Aneignung über den Markt mittels eines Rechtsgeschäftes.

Die prägende Sonderstellung des Werts offenbart sich darin, dass der Waren- und Geldfetisch mit geradezu drückender Vehemenz auf den gesellschaftlichen Gliedern, egal ob Exponenten oder Exponenten lastet. Ob man an Gott glaubt oder bestimmte Utensilien beim Sex verwendet – dem kann eins sich auch entziehen! Waren *nicht* zu kaufen und mit dem Geld *nicht* zu hantieren, das kann man sich hingegen nicht erlauben. Auch wenn dies gar nicht verboten ist, hört da die Freiheit auf. Ins Gotteshaus und in die Peepshow wird man allemal gelockt, aber hineingezwungen wird niemand; ins Kaufhaus und in die Bank jedoch schon. Ob reell oder virtuell, ist da ganz egal. Dazu bedarf es weder eines Befehls noch einer Aufforderung, ja nicht einmal eines Hinweises. So wenig wir davon auch wissen, wir wissen alle, was zu tun ist.

*Teil 2: „Vom Verkaufen“ folgt in der nächsten Ausgabe der Streifzüge.*

# Ich und meine Charaktermaske

ES SOLL GETRENNT SEIN, WAS NICHT IN EINS GEHT

von Martin Scheuringer

*Lacroix: Und Collot schrie wie besessen,  
man müsse die Masken abreißen.*

*Danton: Da werden die Gesichter mitgehen.  
(Georg Büchner, Dantons Tod)*

Zum Start ein wenig Terminologie: Ästhetik ist die Lehre von der Wahrnehmung. Aisthesis der dazugehörige Akt. Ich lege gleich meine These nach: In der warenproduzierenden Gesellschaft trainiert sich der Mensch eine dualistische Aisthesis an.

Jeder Gegenstand, jede Praxis und alle inneren Empfindungen werden als sinnliche Qualitäten erkannt. Mit meinem Körper nehme ich Inhalte in mein Bewusstsein auf, die als angenehm, verstörend, widerwärtig, geil, süß, stinkend, schön, warm oder anders eingestuft werden. Diese Qualitäten kann ich nicht auf einen Begriff bringen, ohne von ihrem sinnlichen Reichtum zu abstrahieren, wobei aber im Begriff immer etwas Konkretes erhalten bleibt. Die Abstraktion generiert Stoff für Kommunikation. Wer redet nicht gern über Essen, Kunst, Musik und andere sinnliche Erlebnisse?

Diese Verbindung mit der Mannigfaltigkeit ist Charakteristikum der „natürlichen“ Aisthesis und Kommunikation. Konzertbesucher beschreiben in concreto, welche Aspekte hervorragend waren, welche Passagen bei ihnen Gänsehaut auslösten, zu welchen Momenten sie in Gedanken abgedriftet sind usw. Im Nachhinein können sie ihre Empfindungen austauschen und sich für neue Arten von Genuss sensibilisieren. Solche Gespräche bringen uns im Fühlen weiter und öffnen neue Möglichkeiten, die sinnliche Welt auf uns wirken zu lassen. „Es gibt nur Epikureer, und zwar grobe und feine.“ (Danton)

Selbst wenn wir glauben, dies sei der normale Fluss der Dinge, so bewerten wir Erlebnisse und Dinge nicht immer, wie eben beschrieben. Unsere Aisthesis wird dadurch, dass wir in einer Verwertungsgesellschaft leben, um eine zweite Dimension erweitert. Die individuellen und je nach Situation variierenden qualitativen Bestimmungen werden auf dem Markt durch eine quantifizierte, überpersonell gültige Bewertung ersetzt. Es passiert hier

etwas Unmögliches, doch es passiert: Alle sinnlichen Qualitäten, die noch dazu in den einzelnen Individuen verschiedene Empfindungen auslösen, sollen als Punkte in einem Universum reiner Zahlen dargestellt werden.

Es wird dies Abstraktion genannt, wobei genau betrachtet Substitution des Sinnlichen treffender wäre. Denn wenn ich von etwas abstrahiere, bleibt von diesem im Abstrakten noch etwas erhalten. Der Begriff Schokolade wird von Vorstellungen begleitet, er ist nicht rein. In den Wert jedoch geht laut Marx kein Gramm Naturstoff ein.

Und trotzdem: Im Geschäft bin ich ständig gefordert, zwischen dem reinen Zahlenuniversum und der sinnlichen Empfindungswelt eine Synthese herzustellen. Wie viel ist mir mein Bedürfnis wert? Ist das Konzert mit Arcadi Volodos 34 Euro wert? Das Absurde dieser Frage ist, dass sie prinzipiell nicht beantwortet werden kann, die Frage selbst ist als sinnlos zu diffamieren.

Das Tragische dieser Frage liegt in ihrer alltäglichen Aufdringlichkeit: Nur in meiner Rolle als Käufer komme ich zu den Dingen, wobei mir nur eine begrenzte Menge Geld zur Verfügung steht. Ständig muss ich meine Bedürfnisse mit meinem Einkommen in Relation bringen, um ein Auskommen zu finden. Die qualitative Bewertung wird durch die Berechnung ersetzt.

Diese Dualität, der Doppelcharakter der Ware, setzt sich in das mit ihm handelnde Individuum fort. Ich werde zu einem „Dividuum“ (Günther Anders) mit dualistischer Aisthesis. Dieses Auseinanderfallen der Wahrnehmung ist es, das meines Erachtens unser eigenartiges Dasein im warenproduzierenden System bestimmt.

Marx bezeichnet jenen Teil in uns, der die Dinge berechnet und vergleicht als Charaktermaske. Für uns dieses Berechnen so entscheidend, dass etwa Produkte nicht wegen ihres Nutzens, sondern wegen des Rabatts gekauft werden.

Ein neues gnōthi seautón (Erkenne dich selbst!) ein neuer reditus in se ipsum (Rückkehr in das Selbst) ist vonnöten, um die in uns durch die Sozialisation erlern-

ten Verhaltensmuster als Aktivitätsformen der Verwertung zu begreifen. Nur dieses theoretische Bestimmen von Praxen als Ausdruck der Wertbildung ermöglicht eine Distanzierung und damit Emanzipation. Wenn wir erkennen, dass wir uns nicht an den qualitativen Maßstäben der Dinge und Menschen, mit denen wir in der jeweiligen Situation zusammen sind, orientieren, sondern an den quantitativen Wertsetzungen der Realabstraktion, dann handeln wir nach den Maximen der Warengesellschaft. Sie ist es, die jedes individuelle Empfinden durch ein allgemeines Maß nivelliert, indem sie vorschreibt, welche Wertschätzung wir allen bestimmten Gegenständen und Dienstleistungen entgegenbringen sollen.

Diese objektiv gültigen Wertsetzungen sind oft schwer nachvollziehbar und komplizieren unsere alltägliche Praxis über das berauschende Faktum, alles doppelt zu sehen, hinaus oft ins Tragikomische.

## Abrechnung in der WG

In einer Wohnung sollen die Ausgaben gerecht unter den Menschen aufgeteilt sein. Je regelmäßiger man abrechnet, desto weniger Streit wird es in der Gemeinschaft geben. Jeder zahlt das Seine. So einfach die Theorie der Tauschgerechtigkeit, so beschwerlich und schwierig deren Praktizierung.

Nach jedem Einkauf muss ich die Rechnung behalten, am Ende der Woche dann alles addieren und mit den summierten Beträgen meiner Mitbewohner vergleichen. Schon die Aufforderung zur Abrechnung ist ein Stimmungskiller. Wer will schon damit anfangen? Die Reaktion ist oft ein derart unwilliges Stöhnen und Nörgeln, dass einem die ohnehin schon schwer aufzubringende Lust an der Kalkulation gleich wieder vergeht. Immerhin reißt man alle Mitbewohner aus deren Tätigkeiten heraus und belästigt sie mit etwas, das doch eigentlich längst erledigt scheint. Das Essen ist im Kühlschrank und das Licht leuchtet, wenn ich ihn öffne. Beteuerungen, dass das halt sein müsse, das Geld eben abgeschafft gehörte usw., helfen in diesem Moment nicht im Geringsten. Der Zwang darf nicht einfach igno-

riert werden, will man nicht nach einem Monat Zusammenleben in einer Situation enden, in der jeder der fixen Überzeugung ist, vom anderen ausgenutzt zu werden.

Nachdem zwanzig Minuten lang jeder seine Rechnungen addiert hat, kommt es zum Vergleich der Summen: Alle glauben, diese Woche wieder viel ausgegeben zu haben und gehen mit der seligen Vermutung in die Offenbarung, nicht Schuldner, sondern Gläubiger zu sein. Geld bekommen ist erfreulicher als geben. Ist man Gläubiger, entspannt man sich in der gewonnenen Machtposition, lässt die anderen ein wenig winseln und fordert dann höflich, aber bestimmt sein Geld ein. Man freut sich über den Gewinn, der in Wirklichkeit doch keiner ist – man hat das Geld ja vorgestreckt. Kommt einem dieser Gedanke, ist man über seine Kleinkariertheit verärgert und schämt sich.

Mit dieser Scham wird allerdings die Charaktermaske kurzzeitig aufgebrochen. Die befreiende Gewissheit, dass Geld ja nicht das Wichtigste im Zusammenleben ist, muntert das sonst so kalt berechnende Subjekt ein wenig auf. Doch am alltäglichen Kalkulationsverhalten ändert sich dadurch noch nichts. Die schöne Einsicht, die unsere Aisthesis vom Tauschwert ab- und zu den konkreten Genüssen hinlenkt, darf nicht allzu lange anhalten, da die abstrakte Wirklichkeit der Verwertung, mit den konkreten Bewertungsmaßstäben betrachtet, nur sinnlos erscheinen kann. Verdrängung dieser Wirklichkeit des Sinnlichen ist die einzige Wahl, die die Charaktermaske hat, um an der Realität der Verwertung nicht zu verzweifeln.

Wir kehren zur Abrechnung zurück: Für den Schuldner ist das Ergebnis ein harter Schlag: Sofort beginnt das Rechenzentrum die letzten Tage noch einmal zu durchforsten: Irgendwo, irgendwann war da sicher noch ein Kassenbon, den ich nicht miteinbezogen habe. Und ganz bestimmt hat der Gläubiger diese Woche etwas wieder hinzugezählt, das ich letzte Woche schon bezahlt habe. Verdacht und Argwohn treten in das Bewusstsein, und oft belasten sie einen und die anderen noch über mehrere Tage. Man will nicht wahrhaben, was man wahrgenommen hat. Der Freund wird dadurch anders beurteilt, wir beobachten nicht mehr seine Handlungen als solche, sondern ständig suchen wir nach Anzeichen, die ihn als Betrüger überführen könnten. Egal, was er tut, er steht unter Verdacht. Diesen Verdacht aber vor dem Verdächtigten zu verbergen, das fordert von uns die psychische Leistung des Bluffs. Wir strengen uns da schon sehr

an, in jede Beobachtung wird viel mehr Bedeutung hineingedacht, als für einen Epikureer erkennbar wäre. Alle Situationen werden überkomplex und die Kommunikation kann leicht mal ins Stocken geraten, da wir die einzelnen Eindrücke nicht mehr begreifen können. Das Subjekt wird überfordert, es setzt sich selbst unter Stress: „We can't go on together on suspicious minds.“

#### - 17% heute!

Die Versorgung mit den zum Leben notwendigen Mitteln in einer Marktwirtschaft kennt ganz andere Schwierigkeiten als die, mit denen Jäger und Sammler sich konfrontiert sahen. Heute entfällt das mühsame Durchforsten des Waldes nach günstiger Beute, es geht kaum Zeit verloren, um das zu bekommen, was man braucht, und noch dazu ist immer alles verfügbar. Erdbeeren kann ich auch im Winter kaufen. Beim Einkaufen selbst muss ich keinen Gefahren ausweichen, die mein Leben bedrohen, weder Bären noch Krokodile wollen mir an die Gurgel. In Summe spare ich mir als Konsument im Vergleich zum Jäger Zeit und Mühe – so denkt der homo oeconomicus. Aber Einkaufen ist nicht einfach nur das Entnehmen der Güter aus den Regalen, der umständliche Akt des Zahlens und der beschwerliche Heimtransport. Ohne Preisvergleich werde ich vom homo oeconomicus zum homo sine ratione, betreibe also aktiv meine Metamorphose zum „Blödmann“ (Mediamarkt) und damit den Ausschluss aus der aufgeklärten Gesellschaft.

Das Medium, aus dem ich erfahre, welche Ware wo und wann in welchen Mengen besonders günstig zu haben ist, ist z. B. der Flyer. Jeden Tag hängen von den diversen Supermärkten und Möbelhäusern Ankündigungen von Schnäppchen an meiner Wohnungstüre. Der Wald, den Jäger auf der Suche nach den Urochsen durchstreifen, hat sich in den Blätterwald auf meinem Wohnzimmertisch verwandelt.

Wäre ich die Charaktermaske aus dem BWL-Lehrbuch, säße ich mit Taschenrechner und Kalender bewaffnet auf dem Sofa, observierte jeden Prospekt und kalkuliert bis in die Nacht hinein, an welchem Tag ich welches Gut in welcher Menge in welchem Geschäft kaufte. Nun – kaum ein Mensch rechnet lieber, als er genießt. Wer hätte dazu schon die Zeit? Doch mein Akkumulationszentrum drangsalier mich ständig, diese Blätter

genau zu durchkämmen. Der aus seiner „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) herausgetretene Mensch muss sehr lange durch den Blätterwald jagen, um nicht eine überteuerte Ware zu kaufen. Alles in allem geht dafür womöglich mehr Zeit verloren als für die Suche und Erlegung eines Wildschweins. Beziehe ich in diese Betrachtung aber die Tatsache mit ein, dass der Jäger zugleich seinen Kreislauf in Schwung brachte, frische Luft atmete, Quellwasser trank und seiner Haut ein paar wärmende Sonnenstrahlen (Vitamin D!) gönnte, dann brauche ich nicht lange überlegen, wer da mehr Zeit spart.

Doch es wird noch schlimmer, weil komplizierter: Die Angebote müssen ständig mit dem in Verbindung gesetzt werden, was im Haushalt gebraucht wird. Interferierend in diese Kalkulation wirkt die Möglichkeit, jedes Gut in unterschiedlichster Qualität erhalten zu können. Soll ich die billigsten, eher geschmacklosen Tomaten oder die trotz Angebot teureren, dafür aber vitaminreicheren in dem anderen Geschäft kaufen? Das teure, multifunktionale, die Darmflora regulierende und wohlschmeckende Joghurt oder das billige ohne Gesundheitsgarantie? Und wenn ich mich heute zwar teurer, dafür aber gesünder ernähre, spare ich dann für später Geld, da ich mir Arztbesuche und wochenlange Kuraufenthalte erspare? Doch wer kann das schon mit Sicherheit sagen? Und überhaupt: Lügt die Werbung nicht generell? Wem soll ich da bei meinen Berechnungen eigentlich vertrauen? Da klopfen schon wieder Verdacht und Argwohn an die Pforten unseres Bewusstseins – die Folgen sind bekannt.

Die Berechnung des idealen Einkaufs wird dadurch zu einer Komplexität und Aufwendigkeit getrieben, für die Algorithmen programmiert werden sollten. Es geht aber noch toller: Wer viel Zeit und ausreichend Geld hat, kann sich dazu noch als politischer Konsument betätigen, der die ohnehin schon sehr hohe Komplexität um die Dimension der ökologischen Nachhaltigkeit erweitert. Zweitens können die Produktionsbedingungen der Ware in die Kaufentscheidung miteinbezogen werden. Die Zeitspanne, um sich darüber Informationen zu beschaffen, diese mit der gewünschten Qualität und dem gewünschten Preis zu integrieren, ist tendenziell unendlich lang. Der homo oeconomicus aus der Theorie verhungert neben seiner perfekten Einkaufsplanung.

Wenn es sozialen Systemen darum geht, die Komplexität der Umwelt durch

binär codierte Operationen zu reduzieren (Luhmann) – in unserm Fall heißt das: *finanzierbar oder nicht finanzierbar* – dann ist die Marktwirtschaft die reale Widerlegung dieses Theorems. Die Komplexität der Umwelt, in diesem Fall die Bedürfnisse und Güter sowie deren Herstellung, Verteilung und Konsumtion, hat sich nicht reduziert, sondern derartig potenziert, dass sie die Kapazitäten eines endlichen Bewusstseins überfordern.

Wir kehren zum Einkäufer zurück – und gehen endlich ins Geschäft: Die Ergebnisse der Untersuchung des Flyerwaldes, die nur Annäherungen an das ideale Ergebnis sind, sind in Form einer Einkaufs- und Geschäfteliste festgehalten. Die Wurst ist im Geschäft A in Aktion, das Gemüse bei B und Katzenfutter bei C. Doch im ersten angekommen – gibt es plötzlich neue Sonderangebote. Diese waren nicht im Prospekt, die komplexe Kalkulation wird irritiert, dem rationellen Konsument wird schwindlig. Vermutlich wird er nicht widerstehen können. Die Krokodile, die den Jäger zu ihrer Beute machen wollten, haben sich in große Aktionsschilder verwandelt, denen zu entkommen der Charaktermaske kaum möglich ist. Man erliegt gerne mal einem Angebot.

Hier wird daher die Sekundärfunktion der Liste schlagend: Sie ist ein Schutzschild, der mich davor bewahren soll, Dinge zu kaufen, die reduziert sind und meine ökonomische Vernunft zum Nehmen reizen, die ich aber unmittelbar nicht benötige. Die Anpreisung von Waren wird zur Nötigung. Meist werden die Schutzschilder heruntergefahren und dem abstrakten Prozentrechnen, das die Charaktermaske in uns so glücklich macht, nachgegeben. Zu Hause angekommen freut sich die Geldrationalität in uns, wieder um 17% weniger ausgegeben zu haben, als der Einkauf eigentlich wert ist.

Ein Faktum, das gern erzählt wird. Der beste Freund z.B. hat eine Digi-Cam ergattert, die um 47,6% vergünstigt war, aber nur an einem Tag. Das sei ein Ansturm gewesen, hört man. Ein richtiges Abenteuer! Aber er hat sich gegen seine Konkurrenten durchgesetzt; er weiß, wie der Hase läuft.

Nichts ist jedoch peinlicher als zu erfahren, dass man selbst für ein Ding mehr bezahlt hat als ein Bekannter. Man schämt sich, den Markt nicht so gut zu kennen. Einem wird hier schnell ein wenig Dummheit attestiert, währenddessen dem, der ein tolles Angebot erheischte, wahre Vernunft anerkennend attribuiert wird. Dass das Angebot ein Ding war, das er wo-

möglich gar nicht braucht, das viel mehr kann, als er je nutzen wird, ist für die Einschätzung von dumm oder intelligent heute weniger relevant denn je. Als Folge sammelt sich in allen Haushalten Elektroschrott und anderes Zeug, das billig erstanden, aber nie verwendet wurde. Doch die Akkumulation läuft und läuft und läuft...

### Shoppen im Wohnzimmer

Dieser Schrott, der lange Wohnfläche vernichtete, deswegen aber noch lange nicht verschenkt wurde, weil wir in ihm nicht nur den nicht realisierbaren Gebrauchswert sehen, sondern diesen auch als Träger von Tauschwert anschauen, wird auf den großen Markt im Internet geworfen. Ebay funktioniert nach dem Auktionsprinzip. Es gibt hier alles, sogar ein WLAN Kabel! Der Kunde ist fasziniert und schaut, was er denn brauchen könnte. Er surft durch die virtuellen Markthallen und es wäre ein Wunder, würde er nicht fündig. Doch das Ende des Kaufaktes ist mit dem Anklicken noch lange nicht erreicht. Meist steht das Ende der Auktion noch aus, und versteigert wird rund um die Uhr. Ständig bin ich zur Überprüfung aufgefordert: Bin ich noch der Höchstbietende? Ein Wettrennen entsteht, bei dem das Wettbewerbssubjekt voll Freude mitlaufen kann. Hier kann es zeigen, wie es die besten Schnäppchen ergattert! Für diese Jagd muss man vor allem eines investieren: Zeit. Stunden der Suche für die Ware, Stunden der Kontrolle und schließlich Stunden der Hoffnung, dass keiner höher bietet. Der Bieter tut sich viel Aufregung an und in den meisten Fällen wird dieser wohl die Enttäuschung folgen.

### Impressionisten

Kunst erfreut das Auge. Ich wollte ihm mal was Gutes tun und besuchte mit meiner Freundin die Ausstellung impressionistischer Gemälde, die es für kurze Zeit in Wien gab. Beim Eingang ist der Eintritt zu zahlen. Doch so normal das klingt, so abnormal verhält man sich genau deswegen während des Besuches. Denn nachdem ich mit der Sonderausstellung der Impressionisten fertig war und meine Augen mit ausreichend Schönheit verwöhnt waren, verspürte ich leichte Müdigkeit und Hunger. Doch ich dachte noch lange nicht daran, das Museum zu verlassen. Schließlich gab es da noch vier andere Ausstellungen, für die ich ja eigentlich schon bezahlt hatte. Also rein in den Lift und rein

in eine andere Epoche. Die folgenden Bilder sah ich mir dann schon mindestens doppelt so schnell an, kaum eines lange genug um es auf mich wirken lassen zu können. Jedes Bild wurde beim Reinkommen in den Raum blitzschnell dahingehend taxiert, ob es der Mühe wert sei, sich für 10 Sekunden näher zu ihm hinzustellen. Am Ende ging ich nur mehr durch die Räume und machte dabei eine schnelle Drehung um 360 Grad um alles gesehen zu haben, denn die Füße begannen zu schmerzen, der Magen rebellierte und meine Freundin wartete schon woanders, da sie nicht mehr die Kraft hatte noch mehr zu sehen.

Die hatte ich eigentlich auch nicht mehr, doch die Charaktermaske in mir meinte, dass ich diese Bilder heute noch sehen müsse, ein nochmaliger Besuch wäre so, als hätte ich für eine Ware doppelt bezahlt. Und „ich bin doch nicht blöd“! (Mediamarkt) Nein, ich schinde mich durch die letzten Räume, riskiere Streit, habe Bauch- und Kopfschmerzen, bin weit davon entfernt, die Bilder nur irgendwie sinnlich empfinden zu können, doch all dies ist nichts wert. Wichtig ist einzig und allein, dass ich Geld gespart habe, und dieses Wissen triumphiert über jedes Gefühl.

### Datenpflegen

Um an Geld zu kommen, tausche ich Teile meiner Zeit gegen 7 Euro pro Stunde, rufe in Firmen an und frage nach bestimmten Managern, damit ich deren Auskünfte dann in die Datenbank eingeben kann. Diese Arbeit ist vollkommen monoton, jegliche Vitalität abtötend sowie Geist und Denken ruinierend. Nach vier Stunden habe ich Kopfschmerzen, nach sechs Stunden weiß ich nicht mehr, ob ich Mensch oder Roboter bin. Besser geht die Arbeit daher, wenn ich mich für einen Roboter halte, Reflexion und Sinnlichkeit ausblende und einfach nur funktioniere. Wenn ich mich zum Mittel für einen fremden Zweck mache.

Bei der Sommerfeier der Firma redete ich in meiner alkoholgeschwängerten Unbekümmertheit mit dem Geschäftsführer. Ich klagte kurz mein Leid, das ich durch die Monotonie durchmache. Ich wurde darauf hingewiesen, dass ich so meine Fähigkeiten kennen lerne, dass ich sehe, ich könne meine Grenzen überwinden und meine Leistungsfähigkeit steigern. Das Schlimme ist, er meinte es gut mit mir. Doch er sprach nicht mit mir, sondern seine Charaktermaske mit meiner.

# Von der Beichte zur Talk-Show

ZUR SELBSTTHEMATISIERUNG IN UNSERER ZEIT

von Berthold Unfried

In einem kleinen Exkurs soll eine Perspektive auf die Selbstthematization in Fernseh-Talk-shows im Lichte der historischen Erfahrungen von Beichte und *Selbstkritik* gegeben werden. Es handelt sich dabei um jene in Europa relativ neue Form von *Talk-shows*, die als *Affekt-talk-Formate* bezeichnet werden.<sup>1</sup> Das sind Sendungen mit dem Anspruch, reale Gefühle durch Selbstdarstellung eingeladener Gäste abzubilden. Im Rahmen dieser Sendungen kommt es zu Selbstdarstellungen, im Zuge derer einer oder mehrere Eingeladene „aus dem Volk“ intime Details aus ihrem Leben dem Moderator, dem anwesenden Studiopublikum und der weiteren Fernsehöffentlichkeit präsentieren. Diese Form der medialen Selbstthematization von Durchschnittsmenschen ist treffend als *confessional talk* bezeichnet worden, und das Format, in dem sie stattfindet, als *Bekenntnisshow*.<sup>2</sup> Durch diese Formate sei der Bildschirm zu einem öffentlichen Beichtmedium geworden, meint dazu eine französische Soziologin. „Der kleine Bildschirm ist zum großen öffentlichen Beichtstuhl geworden. Ehekrisen, seelische Nöte, existentielles Unbehagen werden in Fernsehstudios ausgebreitet. Man erzählt jetzt Schlafzimmergeheimnisse vor der Kamera.“<sup>3</sup>

Es handelt sich um Selbstthematization in der medialen Öffentlichkeit, nicht mehr in der Teilöffentlichkeit der Parteilichkeit oder der Psychogruppe. Die Selbstthematization in der *Talk-Show* kann nicht als habituelle, irgendwie verbindliche Praxis bezeichnet werden. Sie ist eher als ein Phänomen interpretierbar, das Veränderungen im Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft ausdrückt. In dieser Hinsicht kann man die Selbstthematization einfacher Menschen im Fernsehen als Demokratisierung der exemplarischen Veröffentlichung von Heiligen, Helden oder Stars sehen. Jeder bekommt seine Chance, über die Veröffentlichung seines Lebens, so banal es auch sei, „vom Tellerwäscher zum TV-Star“ zu werden. Das ist die Selbstthematization in einer Gesellschaft, in der die Vorstellung vorherrscht, dass ein jeder seinen Erfolg, insbesondere seinen materiellen Erfolg, in der eigenen Hand hat. Darin sind *Talk-*

*shows* wirklich ein aussagekräftiger Ausdruck der Kultur der Selbstpräsentation unserer Zeit. Das Leben eines Jedermann wird interessant, um den Preis, dass üblicherweise als peinlich und unsagbar empfundene Dinge veröffentlicht werden.

Wichtigstes Thema bei solchen *Talk-shows* ist der Komplex der Beziehungsprobleme. Im Zusammenhang damit findet auch eine Veröffentlichung von Problemen aus dem Bereich der Sexualität statt. In der *Talk-show* ist die Veröffentlichung des „Un-sagbaren“ (wie es noch Foucault bezeichnet hat) in einem *Entertainment-Zusammenhang* Alltag geworden.

Die meisten Beichtväter wären wohl über die Bekenntnisfreudigkeit in den *Talk-shows* erfreut oder entsetzt gewesen. So gesprächig waren ihre Sünder im Beichtstuhl wohl selten. Dass viele Selbstreden in den *Talk-shows* wohl einstudiert sind, ändert nichts an diesem Befund an Bekenntnisfreudigkeit. Denn spontan sind auch die meisten Beichten nicht gewesen.

Bekenntnisse in *Talk-shows* sind Enthüllungen von Privatem in der medialen Öffentlichkeit. Diese Enthüllungen kündigen sich schon in den Motti der einzelnen Sendungen an: „Ich bin Hure und trotzdem eine gute Mutter“; „Ich bin Transvestit und Du weißt es nicht“. Diese Enthüllungen sind das Kernstück von Biographiefragmenten, die der Selbstdarsteller erzählt. Sie finden vor einer doppelten Öffentlichkeit statt. Eigentlicher Adressat, oft ist es eine Adressatin, der Bekenntnisse in der *Talk-show* ist nicht der/die *Talk-master/in*, sondern das im Studio anwesende Publikum und im Weiteren die mediale Öffentlichkeit der Fernsehzuschauer. Die *Talk-shows* bringen eine Neudefinierung der Räume von privat und öffentlich zum Ausdruck, indem via Bekenntnisse Intimes in der Medien-Öffentlichkeit thematisiert wird und die Medien in den Intimbereich eindringen.<sup>4</sup>

In der *Talk-show* erscheint eine alte Forderung der Frauenbewegung realisiert: das Private und damit die Unterdrückung der Frau im Privatleben öffentlich zu machen. In der *Talk-show* treten hauptsächlich Erniedrigte und Beleidigte auf. Ihre Hauptthemen sind Beziehungsprobleme, Probleme des Zusammenlebens, Gewalt gegen

Frauen, soziale oder körperliche Auffälligkeiten. Sexualität im engeren Sinn ist wegen des in der Regel nachmittäglichen Sendetermins weniger zentral. Doch gehören mittlerweile auch Bekenntnisse à la „Ich treib's mit Deinem besten Freund“ zum Standard von *Bekenntnisshows*.<sup>5</sup>

In den *Talk-shows* wird ein therapeutischer Diskurs in die Öffentlichkeit transportiert. Dies zumindest in jenem Sendungstypus, in dem „Experten“ einen präsentierten Fall kommentieren. In einer von Elementen eines psychotherapeutischen Diskurses durchsetzten Gesellschaft ist die Veröffentlichung von Betroffenheit über Intimes nichts Ungewöhnliches.<sup>6</sup> Das Neue ist, dass er von der Öffentlichkeit der Selbsterfahrungsgruppe in die mediale Öffentlichkeit gerückt ist. Diese Öffentlichkeit erscheint den „Bekennenden“ anonym wie den Protagonistinnen einer *Peep-show* das zahlende Publikum. Anonymer als den Beichtenden der Beichtstuhl.

Kann das Selbstbekenntnis in der *Talk-show* in die Tradition der Beichte gestellt werden? Genealogisch dürfte diese Verbindung nicht zu ziehen sein. Denn die dramatisierte Veröffentlichung von emotionalen Problemen des Gemeindemitglieds vor der Gemeinde ist eine Tradition protestantischer Erweckungsbewegungen<sup>7</sup> und nicht der katholischen Beichte. Die *Talk-show* ist denn auch ein Importprodukt der US-amerikanischen Fernsehindustrie. Doch werden einige Funktionen, die seinerzeit im katholischen Kulturkreis die Beichte hatte, heute vom Bekenntnis in der *Talk-show* aufgenommen.

Welche Funktionen könnten die Selbstthematizationen in *Talk-shows* haben?

- Eine Funktion dürfte Identifikationsgewinn sein. Identifikation durch Sprechen über sich selbst: Darin ähnelt die Selbstdarstellung in der *Talk-show* Beichte, *Selbstkritik*, Geständnis vor Gericht, Psychotherapie. Alle diese Formen des Sprechens über sich

Aus: Berthold Unfried, „Ich bekenne“. *Katholische Beichte und sowjetische Selbstkritik*, Campus, Frankfurt am Main-New, York 2006, 388 Seiten, 44,90 Euro.

selbst haben einen Aspekt der Normierung, der Anpassung des Individuums an Normvorstellungen. In den *Talk-shows* wird ausgelotet, was öffentlich thematisierbar und darstellbar ist. Es wird nicht mehr dargestellt, was gut und böse ist, sondern allenfalls, was „normal“ und was therapiefällig. Innerhalb dieses Rahmens können sich die Zuschauer positionieren. In manchen Formaten mit mehreren eingeladenen Gästen können Zuschauer das Dargebotene der Gäste direkt durch ihr Wahlverhalten befürworten oder sanktionieren.<sup>8</sup> Wenn ein Experte (Psychologe, Pädagoge, Mediator) auftritt, dann kommentiert er das vom Gast Dargebotene und ordnet solcherart Wege der Identifikation für das Publikum. Das erfolgt nun nicht mehr primär in Form direkter Identifikation des Zusehers mit der Selbstdarstellung des Gastes, wie sie in Prominentenshows erfolgen mag. Die Definierung der Bandbreite an Normalität, innerhalb derer sich der Zuschauer positionieren kann, erfolgt eher von den Rändern her. Diese Ränder markieren die von Alltagsmenschen bekenntnishaft vorgestellten Ge-

Der nebenstehende Beitrag stammt aus dem eben erschienenen Buch „*Ich bekenne*“. *Katholische Beichte und sowjetische Selbstkritik* des Wiener Historikers Berthold Unfried. Der Titel des Bandes mag vorerst überraschen, indes, nur auf den ersten Blick spannt der Autor hier einen (allzu) weiten Bogen. Denn nichts ist naheliegender als etwa das Ritual der Selbstkritik mit der Beichte oder auch die Moskauer Prozesse mit den Hexenprozessen der Frühen Neuzeit in Verbindung zu bringen. Da wird zusammen gedacht, was zusammengehört. Unfried legt also eine Fährte, die zumindest bisher in dieser Deutlichkeit nicht gelegt wurde, wenngleich die Parallelen doch frappierend sind. Sozialistische Theorie und Praxis waren in vielen Punkten christlich vorgeprägt: Heilserwartung, Erlösung, Rechtgläubigkeit, Frömmigkeit und noch mehr kehrten in weltlichem Gewand wieder.

Vor uns liegt jedenfalls eine kenntnisreiche Studie, die Mechanismen, Identitäten und Differenzen ihrer Forschungsgegenstände einer vergleichenden Analyse unterzieht. Die Rede ist von Selbstthematisierung, Säuberung, Geständnis, vom Zusammenhang von Kritik und Selbstkritik und immer auch von Individuum und Subjekt. Das Resümee-Kapitel des Autors findet sich übrigens auf unserer Homepage. F.S.

schichten, Probleme, Lebensweisen. In diesem Sinne kann die Selbstdarstellung in der *Bekennnisshow* als diskursive Technik der Sozialisierung interpretiert werden.

● Eine Funktion von Beichte und Selbstkritik, in deren Tradition die *Talk-show* gestellt werden kann, ist Mediation. Im Anschluss an das Bekenntnis eines Teilnehmers tritt ein/e Beteiligte/r aus seiner Geschichte auf, also beispielsweise eine Geliebte auf Abwegen, und die beiden werden von der Moderatorin vermittelnd zusammengeführt. Das Bekenntnis war Vorspiel zur Versöhnung: Darin liegt es in mittelbarer Tradition des Beichtbekenntnisses.

Welche Art der *Subjektivierung* bringt die Selbstthematisierung in *Talk-shows* zum Ausdruck?

Der Einzelne steht der Masse der Fernsehzuschauer gegenüber, die er aber nicht sieht. Im Vorgang der Selbstthematisierung hat er den *Talk-master*, das Studiopublikum und möglicherweise andere geladene Selbstdarsteller vor sich. Star der Sendung ist vordergründig der jeweils eingeladene Selbstdarsteller. Der Regisseur aber ist der *Talk-master*, eine „Mischfigur aus Therapeut, Priester, Sozialpädagoge und bisweilen Sensationsjournalist“.<sup>9</sup> Seine Funktion dem Selbstdarsteller gegenüber kann man, wenn man will, mit der eines säkularisierten und öffentlich agierenden Beichtvaters vergleichen, der das Bekenntnis registriert, nicht direkt Vergebung spendet – das wird auch gar nicht verlangt – und keine Buße auferlegt. Auch wäre es ein Show-Beichtvater und ein Einweg-Beichtvater, der sich in der nächsten Sendung wieder mit jemand anderem beschäftigt. Die Enthüllungsbereitschaft des Selbstdarstellers steigert er gezielt mit den Methoden des klientenzentrierten Gesprächstherapeuten, ohne dessen Ziel, einen Prozess der Selbsterkenntnis einzuleiten. Das wäre in der einmaligen Sendung mit Wegwerfcharakter auch gar nicht möglich. Ein Medientheoretiker nennt den *Talk-master* in solchen *Bekennnisshows* deswegen auch einen „falschen Therapeuten“.<sup>10</sup> Also nutzt der *Talk-master* aus der Psychotherapie entlehnte Methoden der Gesprächsführung, um den eingeladenen Selbstdarsteller vorzuführen. Dieser gibt sein *individuelles* Bekenntnis, das standardisiert ist von Vorgaben, die ihm in der Regel vom Regisseur der Vorstellung gegeben werden, sowie von den in den Medien herrschenden Redensarten und Bildern. Kern des Bekenntnisses ist ein Problem, das vorgestellt wird, ein Biographiebruchstück. Es werden keine Lebensgeschichten geliefert, sondern Episoden. Es gibt keine in-

stitutionellen Vorgaben der Rede über sich selbst außer den Regeln der jeweiligen Show und den Auswahlkriterien, nach denen der „Bekennner“ ausgesucht worden ist. In diesem Rahmen kann er ganz *individuell* über sich sprechen. Das *setting* der *Talk-shows* erscheint ganz frei. Der oder die Eingeladenen scheinen frei von der Leber weg zu reden, als Menschen wie du und ich. Doch wirken die Dialoge oft eingelernt und die Themen ebenso ausgesucht wie die auftretenden Menschen. Die freie Form der Veranstaltung erweist sich als Inszenierung. Darin erscheint die *Talk-show* als perfekte Illustration der Situation des *Subjekts* in der „reflexiven Moderne“. Das *Subjekt* wird im Fernsehen mit Authentizitätsanspruch vorgespielt. *Individualität* ist eine eingelernte Rolle.

### Anmerkungen

- 1 Begriff nach Gary Bente/Bettina Fromm, *Affektfernsehen*, Opladen 1997, 21-30, 320.
- 2 Lothar Mikos, *Die Inszenierung von Privatheit: Selbstdarstellung und Diskurspraxis in Daily Talks*, in: Herbert Willems/Martin Jurga (Hg.), *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch*, Opladen 1998, 438; Klaus Plake, *Talkshows: die Industrialisierung der Kommunikation*, Darmstadt 1999, 33-34.
- 3 Dominique Mehl, *La télévision de l'intimité*, Paris 1996.
- 4 Siehe dazu Regina Köpl, „Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden“: *Technologien des Selbst und Politik der Lebensstile am Beispiel von der Welt in Orange*, in: Eva Flicker (Hg.), *Wissenschaft fährt „Taxi Orange“: Befunde zur österreichischen Reality-TV-Show*, Wien 2001, 85.
- 5 Siehe dazu: Georg Christoph Tholen, *Selbstbekenntnisse im Fernsehen. Eine neue Variante im panoptischen Diskurs der Kontrollgesellschaft*, in: Sabine Flach (Hg.), *Fernsehperspektiven. Aspekte zeitgenössischer Medienkultur*, München 2000, 144-161.
- 6 Mikos, *Inszenierung*, 442-443.
- 7 Darauf weist Rainer Krause, *Die Bedeutung öffentlicher Bekenntnisse aus klinisch-therapeutischer Perspektive*, in: Peter Winterhoff-Spurk/Konrad Hilpert (Hg.), *Die Lust am öffentlichen Bekenntnis. Persönliche Probleme in den Medien*, St. Ingbert 1999, 24, hin.
- 8 Siehe dazu die *Darstellung der einzelnen Formate bei Bente/Fromm, Affektfernsehen*, 349-387.
- 9 Tholen, *Selbstbekenntnisse*, 145. Ein bekannter *Talk-master* ist übrigens der (protestantische) Pfarrer Fliege im ARD – Bente/Fromm, *Affektfernsehen*, 355-357.
- 10 Plake, *Talkshows*, 71-75.

# Adornos Underground

von Roger Behrens

Anfang 1969 verfasste Theodor W. Adorno eine kurze Skizze für einen Radiobeitrag zur Kritik der Kulturindustrie unter dem Titel „Für Wiener Radio“, datiert auf den 21. Februar. Adorno nimmt in dieser nicht einmal 5.000 Zeichen umfassenden Skizze noch einmal luzide auf, was er und Max Horkheimer bereits in der „Dialektik der Aufklärung“ von 1944/47 diagnostiziert hatten: Die Durchsetzung der Wertlogik im Bereich der Kultur und die Ästhetisierung des Alltags sind charakteristisch für die Entwicklung der Kulturindustrie. Diese verzaubert alle Kulturgüter in Waren und verdinglicht den Anspruch auf Unterhaltung und Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse. Sie, so notiert Adorno, „befindet sich dabei in Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Gesamttendenz, auch den Geist zur Ware zu machen, seinen Wahrheitsgehalt, sein An-sich zu einem Für-anderes, zu Konsumierbarem“. Die Kunst steht indes nicht außerhalb der Kulturindustrie, sondern ist ganz im Gegenteil aufs Engste mit der Dynamik der Kulturindustrie verzahnt. „Kulturindustrie ist die synthetische Kultur der verwalteten Welt. Ihre Waren werden ... nach dem Prinzip ihrer Verwertung angefertigt, nicht nach ihrem Wahrheitsgehalt. Die einmal mühsam und prekär genug errungene Autonomie der Kunstwerke wird zurückgenommen, mit oder ohne die bewusste Absicht der Verfügung.“ Kunst verliert ihren Status des Avancierten und Authentischen, erweist sich sogar als Motor für die Ausweitung der Kulturindustrie: Die qualitativen Kategorien der Kunst kehren wieder als Ideologie der Unmittelbarkeit und des Purismus.

In den vierziger Jahren hatten Adorno und Horkheimer prognostiziert: Die Kulturindustrie mündet in Reklame, jede Kulturware macht Werbung für sich selbst und damit für die Welt, wie sie ist. Damit hat „die Ideologie der Kulturindustrie sich verselbstständigt“ und „nähert sich den public relations“. Die Reklame zielt auf das Mitmachen, auf die Integration der Subjekte als Konsumenten. Was Adorno und Horkheimer erst kommen sahen, hat sich nun in seiner Dialektik voll entfaltet. Es heißt in dem kurzen Typoskript: „Selten wird, außer underground,

etwas durchgelassen, was nicht den kulturindustriellen Stempel trüge...“ Dass Adorno hier das Wort „Underground“ verwendet, ist aus mehreren Gründen bemerkenswert: Es widerspricht zunächst der verbreiteten Ansicht, dass Adorno ein subversives Potenzial in der Kulturindustrie ausschloss und sich ohnehin über gegenkulturelle Kräfte nicht äußerte; das Wort „Underground“ hatte sich gerade in der subkulturellen Literaturszene der USA etabliert (Stichwort: Beatgeneration) – es ist erstaunlich, dass Adorno davon Notiz genommen zu haben schien, weil er sich ansonsten über die Entwicklung der Kunst nach Fünfundvierzig kaum äußerte.

Darüber hinaus ist mit „Underground“ genau das bezeichnet, was sich seit den Fünfziger Jahren – ausgehend vom Rock 'n' Roll und der Pop Art – als Popkultur etablierte und genau zu der Zeit, in der Adorno seinen Textentwurf niederschrieb, sich als Subkultur konstituierte: Drei Tage nach Adornos Aufzeichnung spielt Jimi Hendrix seine Version der US-amerikanischen Nationalhymne „Star Spangled Banner“ – die „destruktive Seite der Dialektik“, wie Walter Benjamin sie forderte: mit einer bis zur Übersteuerung fortgeschrittenen Technik zerstückelt Hendrix die Hymne und die mit ihr verbundene Idee des Nationalstaats, löst sie im imitierten Lärm von Maschinengewehren und Bomben auf. Es ist mehr als nur eine ästhetisch formulierte Anklage kapitalistischer Kriegspolitik (Vietnamkrieg); was Hendrix hier produziert, durchbricht gleichsam die Logik der Kulturindustrie, die Verdinglichung des musikalischen Ausdrucks zur bloßen Reklamemelodie.

Mit diesem buchstäblichen „Stück“ wird das sorgfältig von Tom Klatt kompilierte Album „Creative Outlaws – US Underground 1962–1970“ eingeleitet. Das Album legt Zeugnis ab von der Entwicklung der Popkultur in den Sechzigern und markiert damit die Differenz zwischen der Kulturindustrie der Dreißiger und Vierziger Jahre und der Dynamik der Popkultur: Mit dem Pop hat sich nämlich nicht nur die These bestätigt, dass Kulturindustrie in Reklame kulminiert, sondern gerade in diesem zur Reklame gesteigerten

Fetischcharakter der Kulturwaren zeigen sich nunmehr Risse, Bruchlinien des Systems. In dieser Zeit gewinnen Teile der Popmusik dort eine Autonomie, wo sie die Reflexion auf ihre Abhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen aufnehmen. (Die kritische Kraft dieser Musik setzt sich fort im Jazz, Avantgarde-Rock, Progressive Rock, aber auch im Bossa Nova und der darauf kritisch reagierenden Tropicália-Bewegung. Verwiesen sei auf die bei Trikont erschienenen zwei Sampler „Black & Proud. The Soul of the Black Panther Era“ sowie auf den von Soul Jazz Records herausgebrachten Sampler „Tropicália. A Revolution in Brazilian Culture“.)

Doch der musikalische Underground steht nicht außerhalb der Popkultur: zum Problem wird für ihn in den Siebziger, Achtziger und Neunziger Jahren weniger der Ausverkauf durch die Musikindustrie, sondern der sukzessive Verlust einer praktischen Kritik des Materials: Inhaltliche Motive werden zu Parolen verkürzt, poetische Elemente auf blanken Kitsch reduziert; entscheidender aber ist, dass der kritische Formalismus, der in den Sechziger Jahren in der Popmusik verteidigt wurde, auseinanderfällt: einerseits die Überformung in die ornamentale Selbstgefälligkeit im Bombast- oder Art-Rock, andererseits der abstrakte Simplizismus, der die Geschichte von Punk und Disco kennzeichnet. Beide Seiten werden durch Stereotypen vereinigt, die grotesk einlösen, was sich in Adornos kämpferischem Schlusssatz seines Texts fürs „Wiener Radio“ als Befürchtung äußert: „Wird nicht die gesellschaftliche Gesamttendenz verändert, so wird die Kulturindustrie noch mehr werden, was sie ist, als ihr bis heute schon gelang.“ Underground ist mittlerweile längst in die Reklame für das System integriert, das er einmal untergraben hatte.

Der Text „Für Wiener Radio“ findet sich in:  
*Theodor W. Adorno Archiv (Hg.), „Adorno. Eine Bildmonographie“, Frankfurt am Main 2003, S. 288ff.*  
 „Creative Outlaws – US Underground 1962–1970“, herausgegeben und mit Linernotes versehen von Tom Klatt, mit einem Begleittext von Martin Büsser und Urban Gwerder, Trikont: München 2005.

# Was Hänschen nicht lernt... oder: Hans lernt nimmermehr

GEDANKEN ÜBER EINEN FETISCH DER MODERNEN GESELLSCHAFT

von Ilse Bindseil

Natürlich ist die Speicherkapazität des Kindes enorm, und sicher gilt auch, dass man möglichst unbewusst lernen soll, womit man ein Leben lang umgehen will. Unbewusst, das heißt: abgetrennt von möglicher Verwendung, von unmittelbarer Verwertung. Ja, in Grenzen heißt es auch: ohne Verständnis, möglichst dicht dran am reinen Funktionieren. Wenn ich gehe, muss ich auch nicht wissen, wie Gehen geht.

Da mit zunehmendem Alter die Speicherfähigkeit abnimmt, wechselt das unbewusste Lernen seine Funktion. Es trennt sich von der Option auf die Zukunft; es bekommt einen Bezug auf die Gegenwart, ohne an Zweck zu gewinnen. Es dient nicht der Akkumulation, sondern der reinen Funktion; ist Prüfung, Kontrolle, beständige Inspektion. Es ist Vergewisserung und Betätigung in einem, nicht länger in einer Betätigung und Akkumulation. Es ist ein Lernen, dem die Zukunft und damit eine wichtige Bestimmung seines Begriffs abhanden gekommen ist, die Bestimmung. Für den, der keine Zukunft hat, bleibt also nur ein Lernen ohne Gelerntes, ein zugleich Prüfen und Betätigen, ein möglichst fleißiges Üben und zugleich möglichst wenig ängstliches Vergewissern. Ein solches Lernen hat ohne Zweifel etwas Trostloses; auch etwas Wehrloses; so als läge der Sinn bloß und könnte jederzeit herausoperiert werden.

## Hänschen

Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr: Die Drohung, die in dem Satz steckt, verschiebt sich mit dem Alter vom ersten auf den zweiten Teil; der erhobene Zeigefinger bleibt der gleiche, ob er nun dem Kind droht: „Was du jetzt nicht lernst...“ oder dem Alten: „Du lernst nicht mehr“. Die erste Version ist vertraut; niemand missversteht sie. Womit dem Alten gedroht wird, muss man sich klarmachen, sonst landet man bei der Lerntheorie und konstatiert ein Lerndefizit, so als würde einen das Schicksal des

Lernens interessieren. „Wenn du jetzt nicht lernst...“ setzt das Kind in eine natürliche Übereinstimmung mit dem „Lernalter“; es befindet sich mitten darin. Kein Anlass, sich weiter Gedanken zu machen: Sie haben einander gefunden, das Lernen, das Kind und das Leben. Auch wenn „das Kind“ eine kulturgeschichtliche Errungenschaft ist und das Lernen daher der Begleiter einer alles andere als natürlichen Kindheit, wäre es doch schwierig, die eine Bestimmung von der andern zu trennen. Da das Kind wächst, liefert es durch seine bloße Existenzform ein Modell für Lernen: Es wird auch intellektuell wachsen. „Er nahm zu an Weisheit und Alter“, heißt es bei Lukas vom heranwachsenden Jesus. Ob es sich mehr um Initiation als um Lernen oder mehr um Üben, gar um blindes Nachmachen und endloses Wiederholen handelt, in dem Moment, wo nicht einer der genannten Begriffe, sondern Lernen der Grundbegriff für „Lernen“ ist, liefert die Zeit und die ihr korrelierte Biologie den Vergleichspunkt für die kulturelle Reifung. Lernen wird natürlich. Das Kind lernt; es ist eben ein Kind. Das heißt, eigentlich spielt das Kind ja – dies der nicht schielende Begriff des Lernens oder vom Kindsein. Wenn es spielt, ist es von jeder Anwendung so weit entfernt, dass es gute Chancen hat, als Ganzes, fast ohne Rest und Ränder, zum Kompetenzzentrum, zur Produktivkraft zu werden. Hat es eine Zukunft, wird es gelernt haben. Hat es keine, hat es gelebt.

## Hans

„Du lernst nicht mehr“, konstatiert dagegen einen Mangel in der Übereinstimmung zwischen dem alt gewordenen Kind und dessen natürlichem Partner, dem Lernen. Lernt der ins Unrecht gesetzte Partner, um die Legitimitätslücke auszufüllen und reale Defizite auszugleichen, doppelt fleißig, so kommt der Ruhm nicht ihm und in ihm der Gattung Mensch, sondern er kommt allenfalls seinem Tun, der Gattung Lernen, zugute. Subjekt und Prädi-

kat sind nicht mehr eins, so wie im heranwachsenden Kind es und sein Lernen eins sind. Ein neues Subjekt hat das alte abgelöst, eine neue Konstellation sich an die Stelle der alten Konstellation gesetzt: Nicht das Kind lernt, sondern der Alte huldigt dem Lernen. Dass dessen Tun insgeheim noch immer am Kind orientiert ist, ist ein Grund für Rührung, Trauer, fallen Heroismus und Armseligkeit doch unmittelbar zusammen.

Aber vielleicht ist das einzig Störende an dieser Beziehung ja, dass sie aufrechterhalten wird, wo doch das Kind längst keins mehr ist und ohne seine stützende, seine „naturalisierende“ Anwesenheit auch das Lernen seine vertrauten, harmlosen Konturen verlieren muss. Wer keine Lust hat, zum Attribut eines neuen Subjekts zu werden, zum Vertreter der Sparte „Lernen“ nach dem Motto „Das Leben ist ein ... Lernen“, und sich entschließt, genau an dem Punkt mit dem Lernen aufzuhören, wo dieses gewissermaßen in die Ewigkeit eintritt und zur „leer laufenden Eirollbewegung“ wird, der geht natürlich ein erhebliches Risiko ein: Was ist, wenn die Gattung, nennen wir sie Leben oder Mensch, die er nicht wechseln will, sich immer schon auf der Seite des Lernens findet, sodass er sich außerhalb der Gattung stellt, wenn er mit dem Lebensmodell „Lernen“ bricht? Was ist, wenn der Verzicht auf das Lernen den vernünftigen Bezug auf das Leben kostet? Sollte man sich unter diesen Auspizien nicht damit begnügen, mehr schlecht als recht zu lernen (und zu leben) und so wenigstens eine prinzipielle Zugehörigkeit zu wahren, oder, geben wir es zu, eine symbolische? Und muss es nicht geradezu als ein Zeichen von Demenz – ein gesellschaftliches Zeichen oder Zeichen einer gesellschaftlichen Form von Demenz – gewertet werden, in dieser Lage, die Resignation erheischt und in der stützende, also symbolische, auf Andeutung und Stellvertretung setzende Systeme gefragt sind, klammheimlich etwa auf einen Paradigmenwechsel zu spekulieren; auf

Deutsch gesagt: nur weil man sich nichts mehr merken kann, etwa auf das große Nichts? Zerstört eine solche Umwertung des Verlusts in einen neuen, wesentlicheren Reichtum – statt eines wie immer kindisch-vergänglichen Lernens nämlich ein unvergängliches, geradezu gegenständliches Haben – nicht den letzten Rest von Heroismus, verkehrt Armseligkeit zur Lächerlichkeit? Peinlich berührt von der Missproportion zwischen Kraft und Vermögen wendet man sich ab und vermisst vor allem eins: die Würde des Alters.

### Wohl oder Wehe, nicht Sein oder Nichtsein

Es steckt also viel Risiko in dem Versuch, mit dem Lernen aufzuhören; aufzuhören mit dem Hänschen-Dasein und ein Hans zu werden! Kann man sich einen durch keinen Lernelan und Zukunftsoptimismus verstellten Blick auf *das* Leben erhoffen? Oder entpuppt der sich als ein nun wieder allzu leicht entstellter, zum neuerlichen Lernprogramm nämlich mutierter Blick auf den Tod? Die Versuchung ist jedenfalls groß, auch aus dem Bruch mit dem Lernen noch ein Lernprogramm zu machen, oder die Chance gering, genau das zu vermeiden. Da das Lernen mit dem modernen Leben so verbacken ist, dass es gleichsam aus jeder Lebensäußerung, jeder Betätigung herausgeschält, im Detail entfernt werden muss, scheint ein gehobenes Lernen unabdingbar, das etwa nach dem Freudschen Prinzip „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ verfährt. Zumal, wenn der Tod als Lerngegenstand sich substituiert, ist es ein durch und durch stoisches und damit doch wieder das alte Programm. Nur der Tod ist neu; er will gelernt werden. Ein im vollen Umfang auf das halluzinative Unwesen der Theorie zielender Verzicht wäre nötig, um zu begreifen, dass er nicht gelernt zu werden braucht; er geschieht. Wie alles, was man nicht lernen muss, kann man ihn auch nicht lernen; was er an Wesentlichem enthält, nämlich seine Tatsache, steht nicht nur außerhalb jeglichen Lernprogramms, sondern negiert es. Anders gesagt: man kann ihn nicht *nicht* lernen! Da an ihm außer seiner Tatsache nichts wesentlich ist, kann man ihn nicht *nicht* oder an ihm *nichts* lernen. Diesen Sachverhalt nicht nur abstrakt, sondern auch konkret anzuerkennen, ihn durch eine systematische Ablösung des Lebens vom Lernen allererst herzustellen kann mit einem gewissen Recht wiederum als

ein Lernprogramm bezeichnet werden, wird doch eine Arbeit benannt; eine Aufgabe, wie man unschwer erkennt, ein Imperativ formuliert. Es offenbart sich eine neue Seite des Lernens. Womöglich hat es mit der Zukunft gar nichts zu tun; mit ihr noch nie – nur in der irrtümlichen Vorstellung – etwas zu tun gehabt. Tatsächlich gewinnt der Begriff des Lernens an Kohärenz, wenn man mit ihm nicht Sein und Nichtsein, die Objektivität also, sondern lediglich Wohl und Wehe des Subjekts verknüpft. Für das Subjekt, den Einzelnen, stellt die Objektivität die Zukunft dar; es muss sich ranhalten, will es ihr gegenüber nicht aus einer bloß strukturellen, als Aufschwung und Elan interpretierbaren Vergangenheit in eine qualitative geraten. So wie insgesamt die Zeitvorstellung, die das Subjekt mit der Objektivität verknüpft, bloß eine Hilfsvorstellung ist, so ist auch die an sie geknüpfte Hoffnung oder Angst bloß ein – im Freudschen Begriff – begleitender Affekt. Ob es gelingt, ihn zurückzunehmen oder umzuwandeln, hat mit Sein und Nichtsein nichts, wohl aber mit Wohl und Wehe des Subjekts zu tun. Letzteres wiederum hat ausschließlich damit zu tun, wieviel das Subjekt mitbekommt, was es *realisiert*, nicht damit, wie es sich fühlt; und insofern steckt im Bruch mit dem Lernen tatsächlich eine Aufgabe, etwas, was gelernt werden will. An der Art, wie die Objektivität zum hektischen Lernprogramm gemacht wird, spürt man freilich noch etwas von der alten Angst, sie würde, wenn nicht gelernt, womöglich nicht passieren.

### In die Sinnlosigkeit gebannt

Nicht nur in der Altersgestaltung spielt übrigens das Lernen eine zweifelhafte Rolle, insofern Zukunft, Unendlichkeit, ja auch Unsterblichkeit von ihm geborgt, aus ihm förmlich abgeleitet werden, sondern auch in der *Arbeitslosengestaltung*. Der Arbeitslose soll, bloß weil er keinen

steuerpflichtigen Lohn verdient, durchaus nicht untätig sein. Freilich soll er nicht für einen un versteuerten Lohn arbeiten, obwohl das ja nahe läge, dass er sich in seiner prekären Lage auf die *essentials* besinnt. Stattdessen soll er lernen; ein Hänschen soll er werden! Das verspricht eine geisterhafte Existenz, die die gesellschaftliche karikiert, ohne die Symbiose von Ökonomie und Staat zu kritisieren. Der Arbeitslose, im reinen, unverdrossenen Bezug – und schon weiß man nicht mehr recht anzugeben, wozu –, recht eigentlich in *stand-by*-Haltung, einem Modus eigener Art, einem Zustand eher als einem Übergang, einer eigenen Existenz, lernt. Sagen wir präziser, er hält sich fit. Zumindest kann man das von ihm verlangen, dass er sich fit hält. Eigentlich ein Monopolist jener kostbarsten aller Ressourcen, genannt „Zeit zum Lernen“, recht eigentlich ein Stipendiat, liefert er der Gesellschaft, die ihn auszeichnet, freilich nicht mehr als ein Bild von ihr und dann auch noch in seiner eigenen Person. Zum konkreten Beitrag, den er von sich ablösen und abliefern könnte, bringt er es nicht und sie, die von ihm alles, bloß nichts Bestimmtes verlangt, ihm gegenüber auch nicht. Er repräsentiert in der trostlosen Weise, dass er es nicht mit seiner Arbeit, sondern mit seiner Existenz tut. Was und ob er konkret lernt, das zählt unter diesen Auspizien wenig; im Gegenteil, der Lernerfolg destabilisiert die Gesellschaft, die ihn lernen lässt und für die er lernt; das pure Lernen stabilisiert sie. Nicht anders als das Lernen der Alten spielt auch das Lernen der Arbeitslosen sich in einem Metabereich ab. Es ist nicht mehr dasselbe; aber, ungleich wichtiger, es liefert auch nichts Neues. Objektiv sinnlos, muss es in diese Sinnlosigkeit doch gebannt werden. Scheinbar von jeder Arbeit befreit, ja ein *byword* für Arbeitslosigkeit, ist diese Sinnlosigkeit selbst ein Ergebnis von Anstrengung. Von allein stellt sie sich nicht ein.

**MALMOE**

Sensationsjournalismus für Fortgeschrittene

www.malmoe.org

### Abschied von der Perspektive

Wer ein Hans werden will, muss sich von der Lernperspektive verabschieden. Er braucht nicht aufzuhören zu lernen, er muss sich nur von der Perspektive verabschieden. In einer Gesellschaft, die vom Lernen lebt, wird er das nicht mehr, so wie früher, mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter tun, dann, wenn „der Ernst des Lebens“ beginnt. Er wird es vor allem mit dem Austritt aus dem Erwachsenenalter tun müssen, wenn das ernste Leben beginnt, eben das ohne geborgte Perspektive, ohne Wechsel auf die Zukunft. So viele aber, wie an der „Schwelle zum Erwachsenenleben“ für sich beschließen, ein Kind zu bleiben und auf das große Ereignis, das nie eintreten wird, hinzulernen, so viele werden an der „Pensionschwelle“ beschließen, ein Kind zu werden, die versäumte Vorlesung zu hören, die versäumte Sprache zu lernen, den souveränen Umgang mit den elektronischen Medien jetzt, wo niemand es mehr von ihnen verlangt, zu üben. In den seltensten Fällen haben die einen mit den andern etwas zu tun; schon gar nicht sind es dieselben. Aber gleichermaßen ist es ihnen um die Leugnung eines Bruchs zu tun – die Jüngeren des Bruchs, den sie machen, die Älteren jenes, den sie zur Kenntnis nehmen sollten – und sind auf ihre Weise ein Musterbeispiel an Kontinuität.

Aber wie soll man ein Hans werden? Unsere Vorfahren hatten vergleichbaren Ärger mit der Arbeit. Wie sollten sie ohne Arbeit leben, nachdem diese über Jahrzehnte ihre Lebens- und Legitimationsgrundlage gewesen war? Wie sollten sie sich beschäftigen und wie sollten sie sich respektieren? Wie sollten sie Muße nicht mit Tod gleichsetzen? Und wie sollen wir, nachdem wir Jahrzehnte von einem Lernen in Ruhe geträumt haben, uns jetzt von der Perspektive des Lernens verabschieden und uns der Perspektive eines Lebens zuwenden, die wir ja doch nur für eine Finte des Todes halten, haben wir doch nie auf das Heute, immer zugleich auf das Morgen gesetzt. Wie sollen wir uns zum Beispiel mit der Vorstellung befreunden, dass das Leben *sans phrase* nicht die Belohnung für fleißiges Lernen, der Sprung nach der stattgehabten Akkumulation, sondern im genauen Gegenteil ein „Leben ohne Phrase“ ist, kein eigentliches, wesentliches, vor allem kein ewiges Leben, nur eins, das nicht interpretiert und gewertet wird? (Und das wiederum ist in Anbetracht der allgemein anerkannten

Wert- und Bedeutungslosigkeit des Alters nicht eben viel.)

Eine vergleichsweise freundliche Vorstellung bezieht sich auf die prästabilisierte Harmonie von Wollen und Können. Dem, der nicht mehr greifen, halten und zusammenhalten kann, bleibt der Rückzug auf die Betrachtung, die Freude an Anblick, Duft und Ton, oder was beim Nachlassen der Sinne davon übrigbleibt. Wer nichts anderes *kann*, kann beschaulich in der Sonne sitzen. Umgekehrt, wenn die Sinne nichts mehr taugen, kann er die Hände regen. Wenn er das Werkstück oder den Gedanken nicht mehr festhalten kann, kann er sinnieren. Die Verarmung des Lebens wird er, wenn er nach heutiger Auffassung Glück hat, nicht merken; nach einer traditionelleren Auffassung ist es keine Verarmung, da für diese ja das Wollen oder Können fehlt. Aber auch von ihr – die sich mit der üblichen Bitterkeit ebenso wenig in einen Topf werfen lassen muss wie mit der trüben Umwertung der Verarmung in Verwesentlichung, die unsere Altersprosa zielt – ist es immer noch ein Schritt zu einem *Bruch* mit der Interpretation, mit den vorwegnehmenden ebenso gut wie den nachhinkenden Vorstellungen, an deren Stelle eine *begleitende* Vorstellung sich installiert, die das *carpe diem* nicht in der Weise stört, dass der Tag zur Beute dessen wird, der ihn pflückt oder umgekehrt, letzterer zur Beute des Tages.

Es geht um die Vorstellung. Der Rest braucht kein Lernen; er passiert. Vielleicht sollte man die flüchtige Kraft und den flüchtigen Tag in eine Beziehung nicht zum unmittelbaren Leben setzen, das entflieht, sondern zum „Leben“ der Vorstellungen, zum „Leben“ der Bestimmungen. Hier tut „prästabilisierte“ Harmonie sich auf, ohne dass ein falscher Zungenschlag dabei wäre. Denn falsch auf der Ebene der Bestimmung ist immer, was ein Zuviel beinhaltet; ein Weniger auf der Ebene der Bestimmung immer ein Schritt in die richtige Richtung. Flüchtigkeit auf der Ebene der Bestimmung ist ein Schritt in Richtung einer haltbaren Wahrheit. Es ist ein richtiger Schritt. Auf der Ebene der Bestimmung ist es von Vorteil, keine Kraft zu haben. Schwach zu sein, seine Begriffe in keinem überschäumenden Kraftakt applizieren zu können ist ein Vorzug. Nur so wird aus dem Fangen ein Pflücken und der Tag kann Tag bleiben. Ebenso ist es von Vorteil, wenn die Vorstellung „Tag“ keine Kraft hat, kein heroischer Tag ist, der seinen „Zoll“ fordert, und kein Re-

präsentant eines verdächtig ewigen Lebens. So kann, der ihn pflücken soll, eines natürlichen Todes sterben. Allerdings ist dies wahrhaftig die Perspektive einer *intelligiblen* Sphäre; da kann ich mich, wenn ich mich um meine Kraft Sorge, gleichzeitig für den Tag freuen und während ich den Augenblick anbete, gleichzeitig mich um mein Leben kümmern. Auf der Ebene der Tatsachen, das heißt der gesellschaftlichen Bestimmungen, denen man unmittelbar ausgesetzt ist, sieht die Sache anders aus. Da kann ich von Glück sagen, wenn mir die Kraft *fehlt*; wäre ich imstande, ich würde sie mir schleunigst besorgen, und das – schlechte – Leben dazu.

Mit dem Lernen ist es wie mit einer fixen Idee; die hat nicht nur, sie *ist* auch ein Inhalt. Auch das Lernen ist zugleich die Form eines Tuns und sein Inhalt. Fixe Ideen hindern uns, die den Gedanken innewohnende Negation ihrer selbst wahrzunehmen; das liegt an der in ihnen vollzogenen wechselseitigen Verdoppelung von Form und Inhalt, die nichts Unzusammenhängendes, Bewegliches mehr zu erkennen erlaubt. Da alle gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich gedankliche Verhältnisse sind, erstreckt die destruktive Wirkung der fixen Ideen sich besonders auf deren Erkennbarkeit. Oder umgekehrt könnte man sagen, dass in der Gesellschaft der Gedanke es erfolgreich zu einer fixen Idee gebracht hat; sonst hielte er – und hielte umgekehrt die Gesellschaft – nicht einen einzigen Tag. Mehr als manche andere hindert uns heute die fixe Idee des Lernens zu realisieren, dass das Leben nicht zugleich sein Inhalt und seine Form, sagen wir: sein Sein und sein unabhängig davon einzufordernder Sinn ist; immer ist es nur das jeweils eine (und der Tod dann das jeweils andere). Mal ist, wie wir es gewohnt sind, der Tod die existentielle Begrenzung des Lebens, dessen Sinn, mal, wie in Totenkulturen, das Leben die Form des Todes: Mit allen Dienern wird der König bestattet. Vermutlich sind Leben und Tod an sich schon eine höchst fragwürdige Zerlegung, so wie Lernen und Leben eine höchst fragwürdige Zerlegung sind. Am Schema von Leben und Tod orientiert, scheinen Lernen und Leben nicht wesentlich räumlich, vielmehr zeitlich zerlegt; dabei kreisen sie bloß umeinander und halten sich, einer im andern, für ewig. Es ist wie im Märchen vom Fundevogel: Verlässt du mich nicht, sagt das Lernen zum Leben, dann verlass ich dich auch nicht. Nun und nimmermehr, sagt das Leben. Oder umgekehrt. Sagt das Lernen.

# Außergewöhnlich gewöhnlich

ASPEKTE EINER ENTZAUBERUNG

von Franz Schandl

Der Triumph des Heldischen im Zeitalter fortschreitender Rationalisierung ist nur vordergründig betrachtet anachronistisch. Auf jeden Fall ist er nicht bloß unübersehbar, er ist unüberblickbar. Ob in Ausstellungen, Sendungen, Filmen, Theaterstücken oder gar in der flächendeckenden Werbung. Man hat den Eindruck, dass das einst Geläufige inzwischen regelrecht läufig geworden ist. Was läuft also ab?

Der Held gibt Halt, der Star gibt Zuversicht, und selbst der Promi stellt etwas dar. So stellen wir uns das zumindest vor. Sie sind alltägliche Erscheinungen wider den Alltag, Mediatoren, um uns aus dem reizlosen Trott zu holen. Analysen, die meinen, hier sei eben etwas Besonderes, das ob seiner Besonderheit von der Allgemeinheit als Besonderes wahrgenommen wird, greifen allerdings zu kurz. Und eigentlich auch daneben, weil sie das Publikum lediglich als reagierende und konsumierende Masse, nicht als aktiven Träger ihrer Selbstzurichtung begreifen.

Im Heldischen konzentriert sich nichts anderes als die Absonderlichkeit des Normalen. Nicht Helden leisten Überdurchschnittliches, sondern die vielen Durchschnittlichen leisten sich Helden. Stars gedeihen auf Projektionen, erst diese lassen jene als solche aufkommen. Helden, Stars und Promis zeugen vorerst nicht von einem Überschuss, sondern von einem Defizit. Es ist der Mangel, der sie groß werden lässt, und es ist der an sich verständliche Wunsch, sich über die Mängel zu erheben. Wenn also von Helden und Stars die Rede ist, was geht da ab? Aber lesen wir den Fragesatz noch einmal, langsam und mit Bedacht. Was geht ab? Es geht tatsächlich etwas ab, zweifellos. Das Abgehende wird kompensiert durch das, was da abgeht. Und zwar, weil es zurückkommt.

Die Suche nach dem Besonderen beschert uns die Präsentation des Gemeinen. Und zwar gleich als Überdosis. Was da abläuft, ist extraordinär: *außergewöhnlich gewöhnlich*. Grundlage ist eben nicht die enorme Leistung, sondern die normierte Projektion in ihrer schärfsten und zugespitztesten Form. Dass Helden und Stars etwas Besonderes sind, ist ein hart-

näckiger Mythos. Nein, dieses Außergewöhnliche meint lediglich das Äußerst-Gewöhnliche. Helden, Stars, Promis sind das Extrem einer Gewöhnlichkeit, das Durchschnittlichste, was der Markt an personifizierten Sinnstiftungen zu bieten hat. Erst zwei sprachlich fragwürdige Superlative lassen erfassen, was sonst kaum auszudrücken ist.

## Serien

Nichts falscher als die Behauptung, der Held sei kein Serienprodukt. Der moderne Star wird vielmehr seriell hergestellt. Die Kulturindustrie ist spezialisiert auf die Produktion von Prominenz. Das ist ihre Ware, die sie als Artefakt an allen Förderbändern ausliefert. Ware, Marke und Wert personifizieren sich nirgendwo so stark wie im Star. Das Serielle und der Held sind sich nicht fremd, man braucht da nur an Seriensieger oder Heldenserien denken.

Die Heldendichte wird stets dichter, weil die Konkurrenz immer größer wird. Auch das beharrliche Gerede von den Helden des Alltags zeigt, dass der Star nicht mehr bestimmten Gruppen vorbehalten sein soll. Demokratisierung bedeutet: Jeder kann ein Star sein, jeder vermag sich als Held zu gestalten, jeder kann zum Promi werden. Die fast schon durchgehende Durchlässigkeit vom Fan zum Star hat sich erst in der für die Demokratie typischen Popkultur durchgesetzt. Dreimal durch, und wie! „Ich auch“ ist die goldene Regel, die die Frage nach dem „Was“ glänzend desavouiert. Wenn man schon aufschauen soll, warum soll man nicht auch zu mir aufschauen? Siehe Christine und Richard Lugner. Reality-TV weist ganz eindeutig in diese Richtung.

Das führte dazu, dass die alten Begriffe nicht mehr ausreichen und daher Superhelden und Superstars auf den Plan treten müssen. Und weil selbst die sich abnutzen, werden einige Mega und Mania. *Starmania* verrät als Begriff alles. Ja, es ist eine Manie und Fans neigen zu Tobsucht und Ausschreitung, wenn die Herde zur Horde wird. Fans sind potenzielle Hooligans. Im absoluten Gefühl geht jedes andere Gefühl verloren. Das Spüren ist ein Spüren, im

Extremfall ein völliges Aufgehen in eben diesem. Blinde Hingabe bedingt totale Hinnahme.

## Abzüge

Das Grundmuster lässt sich so beschreiben: *Wir ziehen uns etwas ab, ziehen es jemandem an, um uns dann angezogen zu fühlen*. Dieses Verkennen folgt einem kollektiven Gebot, keiner individuellen Veranlassung. Es bestätigt sich, weil es bei den anderen auch so funktioniert. Das kleine Es wird zu einem großen: ES wird gesagt. ES wird gehört. ES wird gesehen. ES wird erzählt. Kurzum: ES wird formiert. Natürlich läuft das im Einzelnen noch um vieles diffiziler und vertrackter ab. Was sich in der Praxis als sagenhafte Selbstverständlichkeit vollzieht, erweist sich der Theorie gegenüber als außerordentlich resistent. Ja, nicht nur als resistent, sondern als gar nicht vorhanden. Wird hier also ein Problem aufgeworfen, wo es gar keines gibt? So ungefähr. Auf jeden Fall wird etwas zu entziffern versucht, was als Rätsel nicht anerkannt ist.

Unnahbarkeit verwechselt sich mit Intimität. Das mag irre erscheinen, aber es ist ein Massenphänomen. Ausgangsbasis ist ein inniger Bezug, der aber nicht eingelöst werden kann, da er einseitig ist und keine direkte Beziehung erlaubt. Jener Bezug ist affektiv, aber nicht effektiv. Derlei Intimität ist wie so vieles ein Phantom: permanent vorhanden, nie realisiert. Denn wie kann ich etwas leben, das zu meinem Leben gehört, aber nicht Bestandteil meines Lebens ist? Doch Entrückung und Versetzung machen dieses unmögliche Leben als *Erleben* schier möglich. Und wir beherrschen diese Kunst wie im Schlaf.

Es ist eine säkularisierte Andacht. Ihr Kriterium ist die Erbauung, nicht die Erkenntnis. Und dann marschieren prompt die Dämonen der Tugend auf: Demut, Disziplin, Drill, Ängstlichkeit, Hörigkeit, Unterwürfigkeit. Wir haben es mit einem fetischistischen Verhältnis zu tun. Anerkennung erfolgt indirekt. Es geht nicht um Leben, sondern um Erleben und Ausleben, nicht um Ehre, sondern um Verehrung und Ehrfurcht, nicht um Präsenz, sondern um die Präsentation und Reprä-

sentanz. Alles ist irgendwie da und wiederum auch nicht. Diese Selbsterhebung beschreitet ganz verquere Wege. Die Suche nach dem Erhabenen in der Unmittelbarkeit enthebt einem jeder weitergehenden Perspektive. So ist das Prinzip Promi ein integratives Schwungrad, das sich zwar andauernd flatter bewegt, aber doch nicht von der Stelle rührt.

Den Images wird aber deswegen keineswegs Realität zuerkannt, wie der Eingangstext der abgelaufenen „Superstars“-Ausstellung im BA-CA-Kulturforum blauäugig verkündete. Am Star interessiert keine andere Realität, sondern etwas *anderes* als Realität. Es ist der Schein von etwas Unerschöpftem, zu dem das profane Leben nie kommen kann. Aber man will es jetzt und es ist auch schon da. Das Problem ist nicht, dass man anderes sehen will, das Problem ist, dass man sogleich anderes sieht. Das gibt Kraft. Es ist wie eine Selbstbezauberung. Stars sind für Fans durchaus „gelebte Mythen“ (Roland Barthes).

Prominenz fungiert sodann als Transformator von Energie, indem sie Negatives in Positives, Mangel in Fülle, Nieder geschlagenheit in Hochstimmung verwandelt. Zumutung wird nicht überwunden, aber umgepolt. Da ist im wahrsten Sinne des Wortes etwas *umwerfend*. Man soll das nicht unterschätzen, es ist von elementarer Wichtigkeit für die Konsolidierung ihrer Träger. Nur so klappt das Aufladen der Subjekte zu Aktivisten ihrer Rollen. In diesen alleine können sie nicht aufgehen, zur Stabilisierung ist etwas vonnöten, das sie über den Alltag erhebt. Oder banaler formuliert: Haltung nimmt nur der an, dem Unterhaltung geboten wird. Der Fan erfüllt mit seinem Aufsehen seine Aufsichtspflicht. Als mündiger Bürger beaufsichtigt er sich selbst. Marktwirtschaft erlaubt abzufahren, auf wen und was man will, sie erlaubt nur nicht, nicht abzufahren.

Die Lenkung dieser Gesellschaft erfolgt implizit durch objektive Bewegungsgesetze des Kapitals, die Ablenkung hingegen ist explizite Aufgabe der Kulturindustrie. Letztere darf nicht als Manipulation aufgefasst werden. Manipulation bedeutete, dass die Leute eigentlich etwas anderes wollen. Das wäre aber unter gegebenen Umständen eine verwegene Unterstellung. Werbung wirkt nicht, weil die Leute getäuscht werden, sondern weil sie getäuscht werden wollen. Sie sind dieser Fiktion regelrecht verfallen. Sie erfüllen die Gebote auch nicht deswegen, weil sie diese als richtig erkennen, sondern weil sie

beeindruckt sind. Das ist keine Frage der Entscheidung, sondern eine des Vollzugs. Je schwächer die Reflexion, desto bestimmter die Handlung.

### Täuschungen

Auch der von uns beschriebene Austausch ist eine Täuschung. Er qualifiziert sich durch hemmungslose Identifikation, löst sich eben nicht in einer Enttäuschung auf. Jede Idealisierung ist Täuschung am Objekt, behauptete schon Freud. In unserem Fall ist sie chronisch geworden. Heldenkult und Staranbetung haben viel mit Kleinheitswahn, Selbsterniedrigung und Depression zu schaffen. Aber jene wirken doch als zeitweilige Sistierungen davon. Es handelt sich dabei um eine immanent (ab)gewendete Not, also um eine Notwendigkeit. Prominenz gedeiht auf dem Plebiszit der Psychen, die wiederum nichts anderes sind als Verarbeitungen gesellschaftlicher Zwänge.

Täuschung ist um vieles stärker als Enttäuschung. Zehrt die Täuschung von der fiktionalen Potenz der Träger, so offenbart die Enttäuschung eine faktische Impotenz derselben. Enttäuschung bezeugt Verlust und Verlorenheit. Wer will solche Wirklichkeiten schon wahr haben? Die Frage, ob man lieber getäuscht oder enttäuscht werden will, erledigt sich praktisch von selbst. Der Rausch ist der Ernüchterung vorzuziehen. Der ganze Rummel um Stars und Helden ist daher eine große Inszenierung von Selbsttäuschung, an der aber alle teilnehmen, und nicht nur als Statisten, sondern als Sich-Aufführende auf allen Bühnen. Es sind manchmal ganz komplizierte Rollen, die es zu erlernen gilt. Man verwechselt das eigene Leben mit einem großen Erlebnispark, wo es durch Verstellung Gesichter zu wahren gilt. Diese freilich sind Masken, genauer gesagt *Charaktermasken*.

Wenn permanent Vorstellungen laufen, was können wir uns dann noch zusätzlich vorzustellen? Vermögen wir derlei? Kaum. In gewisser Hinsicht bietet die Kulturindustrie durch ihre Unterhaltung realisierte Utopie an. Auf einem vor unzähligen Trafiken lauenden Werbeständer für die Februar-Ausgabe der Zeitschrift *Seitenblicke* lesen wir: „Stars. Kaufen. Jetzt. Superstars für daheim.“ Da soll einem die Luft wegbleiben bei dem Gehechel. Und es ist auch der Fall, es hat was Atemloses an sich.

Starke Bilder und somit auch starke Vorbilder sind unumgänglich. Wir leben in Zeiten allmächtiger Bildergebote. Regelrecht umstellt sind wir. Der Matrix

kann nicht entflohen werden. Je mehr Bilder, desto verhangener die Welt, desto befangener deren Bewohner. Außen ist innen. Die Bilder, die uns geboten werden, sind gebieterisch. Die Unterwerfung unter ihr Diktat bedarf gar keiner subjektiven Kapitulation. Dass wir uns ergeben, wissen wir gar nicht. Kapitulation hieße ja einen bewussten Akt der Unterwerfung zu setzen. Vor allem rasende Tonbilder beherrschen immer mehr die Szene. Wir können gar nicht erkennen, was uns da auffällt. Wir sind stets beeindruckt, ob wir wollen oder nicht. Und weil nie abgeschaltet wird, sind wir zusehends aufgedreht. Der Reflex hat die Reflexion aufgefressen. Unser Weltbild gleicht einem Abziehbild. Stars und Helden dienen uns als personifizierte Matrizen.

### Projektionen

*Es gibt mir, weil ich projiziere.* Und nicht nur mir, sondern auch mich. Dieser Umweg ist aktuell der direkteste Weg, um sich überhaupt zu begegnen. Fragen wir uns doch ernsthaft: Wenn eine 58jährige Hausfrau in ihrem Promimagazin schmökert, was bringt sie da zum Blühen? Natürlich kann man das verächtlich abtun und die intellektuelle Reaktion weist in diese Richtung. Aber was ist damit gewonnen? Distinktion? Vielleicht auch noch eine, die sich besser wähnt und für sich Unversehrtheit suggeriert? Welch Kitsch! Wer sich zu viel über das Gemeine lustig macht, vergisst leicht die eigene Lächerlichkeit. Analytische Schärfe entpuppt sich dann als praktische Hilflosigkeit und offener Zynismus. Die reine Vorhaltung bringt nicht mehr zustande als die Denunziation. Sie ist auch nicht Gegengift, sondern ein weiteres Aufputzmittel.

Der aufgekratzten Selbstüberschätzung sollte man ein abgeklärtes Statement entgegenschleudern, nämlich die bescheidene wie furchtbare Erkenntnis, dass wir, bevor wir anderes sind, in erster Linie und primär und zumeist angepasst sind, eingebunden in das Betriebssystem, das wir bestätigend betätigen. Wir sind kundige Kunden. Manche sagen nie Nein, aber auch die, die manchmal Nein sagen, sagen fast immer Ja. Anders geht es gar nicht. Nicht nur der Opportunist ist Opportunist. Leben meint Erleben von Gelegenheiten. Das ist zweifellos dürftig.

In Ansätzen wird das begriffen, aber sofort verdrängt. Es ist nämlich spürbar, dass die Freiheit, die da herrscht, eine *Losigkeit* ist, die uns gerade aufgrund ihrer Nicht-

ungspotenz in Schach hält und nach Sicherheiten gieren lässt. Was denn sonst? Promis als Projektionsakkus sind Futter erster Klasse, sie machen zwar den Bauch nicht voll, aber sie wärmen das Gemüt, manchmal bis zur Entzündung. Wir sind in diesen Momenten des exzessiven Bezugs nicht nüchtern, ohne allerdings zu wissen, dass wir berauscht sind.

Eine zentrale Frage bürgerlicher Subjekte ist auch nicht, ob jemand frei ist (das wird ja vorausgesetzt, ausgesetzt und verdrängt!), sondern ob etwas los ist. Nichts drückt die Mängel des Lebens so aus wie der gemeine Satz: „Ich will was erleben!“ Im Erleben gerät das Leben zu einem Treiben. Zu einem Vertreiben der Lebenszeit. Warum fragen wir uns in unseren alltäglichen Begegnungen eigentlich, was wir treiben, und nicht was wir wollen; was wir machen und nicht wer wir sind? Niemand soll sich einbilden, das sei Zufall. Das ist der Normalfall. Die Präzision der Sprache verriete uns vieles, wenn wir nur fähig wären, zu hören, was gesprochen wird. Wann wir uns treffen, betreffen wir uns nicht.

Wären die Varianten der Regung (Aufregung, Abregung, Anregung, Erregung) wesentliche Bestandteile des Lebens, müsste ihnen nicht extra nachgejagt werden. Man würde sie schon finden, ohne dass die Suche zur Sucht wird. Denn die Leute sind von der durch die Konkurrenz geprägten Angst beherrscht. Immer glauben sie zu kurz zu kommen. Und anders akzentuiert als sie das meinen, stimmt das auch. Sie leben in Verhältnissen, wo der Großteil ihrer Zeit und Energie in ihre Geschäftsfähigkeit gesteckt werden muss. Das macht sie klein und angepasst oder wie es im Neusprech heißt: flexibel.

Der erste Schrei ist unter solchen Umständen der nach einem Halt. Halt jedoch ist eine statische Größe, Konkurrenz dagegen ein dynamischer Prozess. Wo Halt finden, wenn alles haltlos wird, wenn die Sicherheiten sukzessive wegbrechen? So führt die Krise des Halts nicht zur Infragestellung der diese Krise bedingenden Form, sondern zu einem manischen Suchen und somit zu einem exorbitanten Anstieg der Projektionen. Wo nix mehr fix, gewinnt akkurat die Fixierung an beträchtlicher Relevanz. Mehr als das jeweils Fixierte interessiert uns die Fixierung, also die Resultante, nicht das Resultat. Neben einer Sozialpsychologie der Rollen wäre eine Untersuchung dieses beständigen Hin und Her nötig. Der Kosmos des Abfahrens ist weitgehend unentdeckter Raum.

### Anhänglichkeiten

Was wissen wir denn schon von uns? „Über mich weiß ich leider noch nichts, muss warten, bis mein Vorbild auf dem Bildschirm auftaucht“, heißt es in Elfriede Jelineks „Sportstück“. Das virtuelle Auftauchen bewahrt vor dem realen Untergang. Was in diesen Momenten passiert, ist eine Inauguration der Zuseher, ein Aufrichten des Selbst zur Bedeutung, unbedingt notwendig, um Selbstakzeptanz auf die Reihe zu kriegen. Und weil sie das nicht selber an sich vermögen, ranken sie sich hoch an etwas, das doch selbst nur aufgrund vieler gebündelter Einzelprojektionen besteht. Es sind abgeschobene Selbstverachtungen, die an Außenexponaten sich entwickeln, um dann transformiert als Selbstbeachtungen zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren. Es geht dabei um Instandsetzung und Inachtsetzung.

Diese Gebundenheit folgt keiner reflektierten Bestimmung, sondern einer ängstlichen Anhänglichkeit. Es ist nichts anderes als die autoritäre Haltung, mag diese auch des öfteren die Objekte wechseln. Letztlich steht jene unter einem Bann, den sie aber nicht lösen, sondern dem sie sich ergeben will. Gerade unnahbare Autorität erzeugt, ist sie nur stark genug, *Aura*. *Aura* sitzt nicht im Objekt, sondern im Subjekt. *Aura* ist eine kollektive Halluzination, die nicht vom Gegenstand herrührt, sondern in ihn als gar Ursprüngliches und Echtes hinein- und herausgeheimnist wird. Dort wie da ist das mystische Leuchten der Widerschein einer Beleuchtung. Und wenn man genau schaut: die eines Scheinwerfers.

Die Projektion ist eine *Introjektion*, was meint das Hineinlegen des eigenen Erlebens und Fühlens in ein Äußeres. „Ausdruck des Indrucks“, um eine Formulierung Robert Musils zu entwenden. Die *Introjektion* ist aber in keiner Hinsicht eine *Introspektion*, sie hat nichts mit reflektierter Innenschau oder kritischer Selbstbeobachtung zu tun. Im Gegenteil, das Subjekt erlebt gerade ob seiner Ahnungslosigkeit ein hohes Maß an Selbstzufriedenheit. Seine Gewissheit fühlt sich in Einklang mit der Welt. Stimmung erzeugt Einstimmung erzeugt Übereinstimmung. Was sich vergnügt, genügt. Es ist ein ins Rasen geratener Ablauf, wo die einzelnen Stufen nur noch analytisch, aber keineswegs mehr formal auseinander gehalten werden können. „Ich fahre auf etwas ab“, heißt auch: „Es fährt mit mir Schlitten“. Wahrlich, was da abgeht – siehe

oben –, ist ein massenhaftes „Hineinlegen des eigenen Erlebens.“

Was eine persönliche Vorliebe und ein inniges Verhältnis sein will, ist aber bloß eine funktionelle Blendung. Würde man seinen Promi wöchentlich treffen, wäre er schnell entzaubert. Gerade die reale Distanz ermöglicht auf Seiten des Fans Intimität, da jene den Spielraum der Projektion erweitert. Was könnte daher zweckdienlicher sein als der Tod? Denn was an Helden und Stars stört, ist, dass sie im Körper eines Menschen stecken. Obwohl dieser einmal (im Unterschied etwa zu Göttern) eine Voraussetzung gewesen ist, bleibt er mitnichten eine Bedingung. Im Gegenteil, ist der Held tot, wird er erst wirklich unsterblich.

### Geister

Von besonderer Güte ist noch immer der Helden Tod als Heldentod. Das gilt nicht nur für Jesus Christus oder Che Guevara, sondern auch abgeschwächt für Unfallopfer wie Jochen Rindt oder Falco. Falco, so wird uns mehrfach versichert, sei zum richtigen Zeitpunkt gestorben. Das ist nicht falsch. Nachdem der Popstar seine innovative Phase hinter sich gelassen hatte und sich nur noch persiflierte, war der Tod jenes Ereignis, das der Marke wieder Zugkraft am Markt bescherte. Da vermag die Projektionsfläche sich gegen keine Projektion mehr wehren. Wenn der Gebrauchswert Mensch sich verabschiedet hat, kann das Ausschachten seines Tauscherts so richtig beginnen.

Ziel der Überhöhung der Toten im Heldengedenken ist die Eternisierung. Sie sollen uns erhalten bleiben. Als Geister. Irgendwelche Toten gehen immer voran. In der Radetzky-Gruft auf dem niederösterreichischen Heldenberg lesen wir: „Nicht wir, die Geschichte, die die Wahrheit an den Tag bringt, bleibt unser Richter und es gibt nichts Erregenderes auf Erden, als ein vorleuchtendes Beispiel zu werden. Des Lebens Höchstes ist die That.“

Leuchtend ist die erregende Tat. Da steckt viel Wahrheit in diesem monströsen Spruch. Ein Rundgang auf dem Heldenberg macht einem das durchaus, nein: nicht bewusst, sondern physiologisch begreifbar. Bloßes Wissen gegen solch gemeines Postulat erweist sich in den meisten Fällen als unterlegen. Heldenberge sind Leichenberge. Sie dienen nicht als Mahnmale, sondern als Denkmale. Sie klagen nicht an, sie fordern auf. Wir sollten uns nicht zu sicher sein, wozu wir nicht alles fähig sein könnten.

# Verlieren und Verlierer. Loser

SKIZZE MIT FALSCHEM AUSGANGSPUNKT, DIVERSEN EINWENDUNGEN UND VAGEM SCHLUSS

von Lorenz Glatz

## Verloren!

Das mir nichts abgegangen ist, dass ich mich geborgen und stark gefühlt habe, das ist mir sogar noch im frühen Erwachsenenalter passiert. Mit der Freundin, mit dem Eltern- und Kinderkollektiv und auch in der Wohngemeinschaft lief es gut, selbst mit dem leidigen Geld sind wir recht gut ausgekommen. Juni 73, ich weiß noch Monat und Jahr. Haltbar waren sie nicht, der Jugend „Blüenträume“ von einer Bewegung hin zu einem Leben jenseits von Konkurrenz, Geldverdienen und Kompensationskonsum und die Selbstsicherheit, die schon die ferne Ahnung davon uns kurz gewährte – verloren, was aber sowieso der Normalzustand vorher und nachher gewesen ist. Wirklich abgefunden habe ich mich damit allerdings nie.

## Aber

Aber fängt man mit dieser persönlichen Trivialität an über Verlieren und Verlierer zu schreiben, wenn man seriös sein, Erkenntnisse (v)ermitteln will? Zugegeben, in dieser Vereinzelnung ist mein Erlebnis trivial. Es gibt jedoch einen Hinweis auf die Haltung, mit der ich an die Frage herangehe und für die ich argumentiere. Ich tue nicht so, als ginge es um „Fakten“, während es mir darum geht, wie ich, wie wir leben und wie ich besser leben zu können glaube. Von daher scheint es nicht wirklich adäquat, sachlich über Persönliches zu schreiben. Und Persönliches sollte ich besser nicht heraushalten, wenn ich Gesellschaftliches besprechen will. Wie immer ich es anstelle, meine eigene Teilnahme daran und worin ich sie bestehen sehe, bleibt meine Grundlage, prägt den Gang meines Erkennens und lässt sich nicht „rückstandsfrei“ in Allgemeines auflösen. Derlei deutlich zu machen erleichtert zugleich Fortschritt des Denkens und die Kritik. Aber wer will die schon wirklich? Schließlich will eins ja nicht sein Licht unter dem Scheffel stellen lassen. Und eine Leuchte möchte ein Schreiber doch wohl sein. So viel mehr hat man schließlich nicht, um irgendwas darzustellen in diesem Leben. Aber das ist die Sorte Leben, die ich ändern will.

Über Gesellschaftliches, und gerade über dessen Versagen im „Verlieren“ zu sprechen, als wäre ich nicht mitten drin, drängt uns der Zustand unserer Sprache auf. Diese gibt nämlich dem Denken Subjekt und Objekt als säuberlich Getrenntes vor, bringt dieses zur Erstarrung, erhebt jenes über die Welt. Das für der Weisheit letzten Schluss zu halten, ist zwar wirksam, es ist aber eine schlechte Wirklichkeit. Sie blendet aus, dass Subjekt und Objekt im Mitleiden, Glücklicher oder Elend Sein, Mitgestalten, Glücklicher oder Elend Machen zusammen prozessieren, dass ich auch in der Erkenntnis mich zu den Verhältnissen stets verhalten muss: ablehnend, auf der Flucht vor ihnen, im Willen, sie hinzunehmen oder umzugestalten, immer involviert – und immer mit Vorstellungen davon, was mir guttut und was nicht. Wer in dieser Gesellschaft lebt und sich zugleich doch verloren vorkommt, hat auch ein Schattenbild von dem, was ihm abgeht. In gewissem Sinn ist also Gesellschaftskritik, wenn sie den Namen verdienen will, immer von Losern für Loser, und sollte zugleich immer auch (Selbst-) Kritik der Kritiker und ihrer oft geleugneten, als unerheblich, nichts zur „Sache“ tuend angesehenen Schattenrisse ihrer „anderen Welt“ mitinbegreifen.

– Hier schreiben und lesen Loser.

## Aber

Aber und noch viel näherliegend: Ist das nicht einfach Themaverfehlung, meine Desillusionierung als „68er“ zum Ausgangspunkt von Überlegungen zum Verlierertum in der Gesellschaft zu machen? Was dort gewollt wurde, war „nicht von dieser Welt“, was da verloren ging, gilt zumindest heute den meisten als ein Hirnspinnst. Und solche Frustrationen sind tatsächlich sicher kaum je gemeint, wenn in Sozialwissenschaften, in der Politik und ganz alltäglich die Rede von Verlierern ist, und schon gar nicht, wenn man gut denglisch „Loser“ sagt.

Verlierer ist landläufig ein Kampfbe-griff, er schafft sein Gegenteil, den Sieger, dessen Glück zum wesentlichen Inhalt

hat, dass es den Verlierern abgeht. Sich geborgen fühlen ist das emotionale Korrelat gelingender solidarischer Sozialbeziehungen. Kohabitation und Kooperation, nicht Konkurrenz bestimmen den geselligen Verkehr. Doch Geborgenheit gilt aufgeklärten Zeitgenossen als ein Phantasma für Kinder, Esoteriker und Fromme, bestenfalls wird ein Fragment davon noch als der Wunschtraum von einem familiären Etappenlazarett im Lebenskampf der „Mitbewerber“ akzeptiert. In der freien Gesellschaft der Arbeit und des Markts gibt man sich nüchtern und realistisch, redet von Sicherheit und Selbstbehauptung, bedient sich dafür der Security, des Counsellings, Marketings, Coachings und Mobblings. Wirklich sicher ist man aber nie, dieses Ziel ist gewissermaßen jenseits, weil Sicherheit sich als vor „anderen“ definiert, die als Gattung uns immer überleben und nur per globalem Selbstmordattentat ausrottbar wären, von Siegern noch im Sterben und ultimativen Losern zugleich.

Mehr als Siege sind in der Gesellschaft der Konkurrenz nicht erreichbar, weder auf dem Schlachtfeld noch in der Wirtschaft noch im persönlichen Verkehr. Doch Siege sind sich nie genug, Sieger müssen immer weiter unentwegt sich messen (lassen), sie leben im Vergleich, der Bessere ist stets der Feind des Guten. Die Siegespose ist täglich in Gefahr, der Held schrumpft schnell zum Loser, der mit „immer noch besser als“ einen letzten Rest Erfolg imaginieren muss, und da wir sterblich sind, ist die finale Niederlage unvermeidlich.

Die moderne Gesellschaftstheorie beginnt bei Thomas Hobbes mit einem ausdrücklichen Dementi der Auffassung des Aristoteles, dass der Mensch ein „zoon politikon“ sei. Ihr wird ein wölfisches Menschenbild entgegengehalten, von einem Lebewesen, das dem Nächsten grundsätzlich an die Gurgel will. Der Boden meiner sozialen Stellung ist demnach nicht ein Geflecht freundlicher persönlicher Beziehungen, die sich weit über den von mir persönlich erlebbaren Bereich hinaus fortsetzen, sondern Halt habe ich nur dort, wo ich auf Überwundene(s) treten kann. Kooperation ist

nicht Ausdruck meines Menschseins, sondern sie ist ein Mittel gegen andere und sie erledigt sich im Sieg und nach der Niederlage.

Losser sein hat etwas Bodenloses, und in der Logik des „Wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat“ entsteht ein Sog nach unten. Losser sein ist nicht menschenwürdig lebbar, ist keine gesellschaftliche Existenz, die eins führen könnte: Gewinnen ist Pflicht, Verlierer haben etwas falsch gemacht. Was ihnen zustößt, mag im Ganzen unvermeidlich sein, aber den Einzelnen trifft es nicht wirklich unverdient. Der Stärkere kommt durch. Dass es Sieger und Besiegte gibt, dass das Leben Kampf ist, gilt als so selbstverständlich wie die Jahreszeiten. Wir kämpfen oft nicht Aug in Aug mit unseren „Mitbewerbern“, wir sind aber stets gefordert, was zu leisten, um an das kommen, was sonst an unserer Statt die anderen kriegen. Dafür sorgt die Struktur der Gesellschaft, die, als Natur ausgegeben, unüberwindbar scheint. Ja, diese Normalität gilt als Motor des Fortschritts und der Entwicklung, als unhintergebares Gesetz des Lebens überhaupt, seit der Darwinismus die gesellschaftlichen Verhältnisse der Neuzeit zum Mechanismus der Evolution erklärt hat.

– *Kein Leben ohne Losser.*

### Aber

Aber schon Hobbes hat den Leviathan Staat beschworen, der der Konkurrenz Zügel anlegt, Regeln gibt, den Menschenwolf zivilisiert. Und ist da nicht der Sozialstaat, der den Verlierern auf die Beine hilft, und Menschen, die Partei für die Ausgegrenzten, Hintangesetzten nehmen?

Sehr populär bei Menschen mit „Gerechtigkeitsempfinden“ ist da der Einsatz für die Benachteiligten, denen ihre Chancen von den Regeln selbst vermindert, wenn nicht genommen werden. Allerdings ist dieses Feld weit und unübersichtlich, denn auch die Chancengleichen müssen sich in der Konkurrenz durchsetzen und untergraben damit unvermeidlich ihre Gleichheit. Zur freien und gleichen Konkurrenz gehört nämlich, ganz wesentlich, die eignen Chancen, die eigene Stellung nach Kräften zu verbessern und abzusichern, kurz: sich Privilegien zu verschaffen. Was sonst ist der Grund für den Zusammenschluss in Interessensvertretungen, Gewerkschaften, Be-

rufsverbänden, Kartellen etc., aber auch zu Kollektivsubjekten von der Art der Nationen, Rassen, Kulturen usw.?

Was als Menschenrecht, als legitim und legal gilt, ist dehnbar, wechselt ständig, ist selber Gegenstand des Streits. Alle Seiten kämpfen um ihr „Recht“ und wer immer sich das Recht nimmt, setzt andere ins Unrecht. Die Regeln werden, je mehr die Konkurrenz sich globalisiert, desto stärker liberalisiert, weil Leviathan nur Nationales reguliert und als „Standort“ selbst ganz alltäglich „mitten im Frieden“ zum Kombattanten wird. Gleiche Chancen ändern nichts am Sieg des Stärkern. Und nach wessen Vorstellung und vorläufigem Sieg auch immer man die Chancen gleich, gerecht oder sonstwie verteilt, es ändert grundsätzlich nur daran etwas, wer zum Verlierer wird, und verteilt das Unglück auf zum Teil andere Personen.

– *Losser sind „mit Recht“ unvermeidlich.*

Wer die Chance bekommt, sich in die Gesellschaft voll zu integrieren, bekommt meist Geld für Arbeit, über den Sinn jedoch bestimmt anderes, nicht einfach Menschen, sondern die sachliche Struktur. Das gilt selbstredend auch, wenn eins dem Sozialstaat dient. Leute z.B., die im Gesundheitswesen tätig sind, sind meist durchaus Menschenfreunde und haben Gespür und Erfahrung in dem, was den Patienten hilft. Doch des Menschen Gesundheit bestimmt sich nicht nach seinem Übel- oder Wohlbefinden, sondern nach den fremden Zwecken, die in die gesellschaftlichen Verhältnisse eingeschrieben sind. Und das bedeutet: Durchschnittlich hat ein Kassenpatient sich zu rentieren. Dem hat Heilung und Pflege sich zu fügen.

Worauf sich das sozialstaatliche Gesundheitswesen – in den Finanznöten der letzten Jahrzehnte mit steigender Konsequenz – konzentriert, ist im militärischen und sportlichen Sanitätswesen schon

längst zu sich gekommen: zusammenflücken, dass Mann wieder kämpfen kann, fit spritzen und zurück aufs Spielfeld. Den Zustand der Volksgesundheit liest man denn auf den Kommandohöhen der zugehörigen Wirtschaft genau in dieser Weise ab: an den Krankenständen. Es ist gesund, wenn die Anwesenheitsdisziplin steigt und jene sinken. Prekäre Einzelkämpfer erledigen das vor und an sich selber.

Die Menschen funktionieren noch, wenn sie ihr Leben schon nicht mehr lieben. Depression ist auf dem Weg zur Volkskrankheit Nummer eins. Für Freundschaft fehlt vielen schon die Zeit und Lebenskraft, selbst von der sexuellen Lust bleibt häufig nur die Einsamkeit der Pornos am Computer. Wer nicht mehr kann, ist heute in der Regel leicht ersetzbar, als Problem jedoch erscheint das Syndrom erst dann, wenn wieder welche überschnappen und zu Gewehr und Messer greifen. Als Spitze eines Eisbergs, denn:

– *Im Grunde sind wir alle Losser.*

Keine Doppeldeutigkeit in seinem Sinn lässt ein anderes Herzstück des Sozialstaats, die Arbeitsmarktverwaltung, aufkommen. Jedoch registriert das Konzept der Arbeitsgesellschaft, ihre Humanressourcen gemäß den Marktbedingungen flexibel umzuschichten, seit dem Ende der Vollbeschäftigung zunehmend Ausschuss und Ladenhüter. Denn dass eins nichts – wie indirekt auch immer – beiträgt zum hehren Ziel, investiertes Geld rentabel zu machen, zu mehr Geld zu verwursten, ist nicht vorgesehen, ist schlicht „asozial“, im mindesten Falle invalid, unvollständig, nicht voll zu nehmen, als Sozialfall in Armut und Missachtung eingegrenzt, vielfach unter Generalverdacht, sie könnten doch, wenn sie nur wirklich wollten, und seien vielleicht auch selber schuld an ihrem Zustand und ihr Weiterleben im Grunde nicht so wirklich wert.



Wer aber einfach so bloß keine Arbeit findet, ist ein Ärgernis, ein Schandfleck für freedom and democracy und gehört beschäftigt. Arbeitsplätze ist daher die Lösung, die alle Parteien mit dem Gros der Arbeitslosen selber eint, und die Suche nach einem Kapital, das noch Profit aus frischer Arbeit schlagen kann. Je weniger dies noch zu finden ist und je verzweifelter und penetranter die Simulation der Hoffnung wird, dass doch noch alles in die vertraute Zwangsjacke schlüpfen kann, desto mehr sind die Arbeitslosen gehalten sich selbst ein Kapital zu erfinden und die Verantwortung für ihr Scheitern zu übernehmen. Indem sie draußen bleiben vor den Toren des Arbeitslagers Gesellschaft, erfüllen sie die letzte noch verbleibende Funktion: die des abschreckenden Beispiels, das uns zeigen soll, wie viel besser es denen drinnen „immerhin noch“ geht.

– Sodass keiner merkt, dass wir alle Loser sind.

### Befreit?

Aber werden wir die Blöden bleiben, weiter den für Menschen so unpackbaren Zumutungen mit immer neuer, unverdrossen kreativer Anpassung zu begegnen suchen? Ein erstes Motto ist

„Lasst alle Hoffnung fahren!“ Nicht grad, was eins hören möchte. Doch steht das vermutlich auch über dem Eingangstor zum Inferno „Moderne Zeiten“ groß eingemeißelt. Bloß ist dort schon lange keiner mehr hereingekommen. Wir sind alle schon drin geboren und versuchen halt irgendwie „noch das Beste draus zu machen“. Doch die Sache stinkt, das Ablaufdatum ist von allem Anfang überschritten. Inzwischen kann ich schon im ersten Kreis der Hölle, der Umwelt, von der hier noch nicht einmal die Rede war, nur noch zum Schaden meiner Kinder, Enkel, SchülerInnen, die ich liebe, ja vielleicht des eignen Alters so weiter machen, wie ich es bisher tu, ja oft gar nicht anders kann. Was an dem Zustand, dass alles, was wir tun, dem hohen Ziel unterliegt, aus Geld mehr Geld zu machen, dass alles, was wir wollen, nicht geht, wenn es bloß machbar, sondern nur, wenn es auch bezahlbar ist, dann aber alles, und wenn es Mensch und Welt vernichtet, was also an diesem Zustand regulierbar ist, ist ausgereizt – das Grundregelwerk führt uns von einer Katastrophe zur nächsten größeren. Dieser Zustand ist nur noch zu verlassen.

Für alles, was im Gehege von Patriarchat, Eigentum, Geld und Staat adaptierbar war, war das Denken und Fühlen vorbereitet, geeignet (de)formiert, um es zu

erdulden oder es zu erkämpfen. Das war auch die Voraussetzung für die Massenbasis der „sozialen Bewegung“ von Revolutionen und dafür, dass sie das blieben, was das Wort im Grund stets verraten konnte, Rückläufe eben auf einen Ursprungspunkt, ein neues Haus sozusagen auf altem Fundament, eine Lösung von Problemen, die uns am Ende die alten in neuer Form und Stufenleiter wiederbrachte.

Für eine „Bewegung für eine andere Welt“, die wir heute nötig haben, sehe ich keine vergleichbare Basis in Herz und Hirn der Massen, es lassen sich von Theoretikern auch keine „alten Ideale“ formulieren wie einst „die Freiheit eines Christenmenschen“ oder die „natürlichen Menschenrechte“, kein Programm, keine Klasseninteressen, die eine „soziale Bewegung“ über jenen Zaun führen könnten, der das moderne Subjekt definiert.

Was wir haben, ist zweierlei: Einmal, dass uns das Leben, das wir führen, in jedem Sinn krank, zu „Losern“ macht, die nicht mehr genau sagen können, was ihnen nicht alles fehlt, und dass wir Spuren lesen können, die von den Verhältnissen zum Unglück führen, das wir uns gegenseitig antun. Zum ändern, dass wir im Einzelfall immer wieder auch anders können, wollen und auch handeln, als die Wolfslogik der Verhältnisse uns nahelegt. Ja, die alltäglichen selbstverständlichen, unberechneten und nicht berechnenden Akte zwischenmenschlicher Verbundenheit werden von Patriarchat und Wert und allen ihren Erscheinungsformen zu Rohstoff gemacht und formatiert – und geschädigt. Befreiung von Formatierung ist ein Schritt ins Unbekannte, Versuch, aus einem vagen Potenzial von Gesellschaftlichkeit eine Gesellschaft zu „erleben“, die nicht für „Höheres“ verzweckt, sondern Selbstzweck ist. Jeder Schritt dorthin geschieht nicht nur im Bruch mit alter Logik, sondern auch mit altem Denken, Fühlen, Wollen, ist die Änderung äußerer Verhältnisse, zugleich und unabdingbar ein Gang der Entwicklung und Befreiung eines jeden Menschen selbst. Was durchaus das ist, worauf ich aus bin. Es gibt keine Sollbruchstellen, es gibt hier und da Gelegenheiten, die wir nutzen oder auch nicht, hoffentlich spektakuläre, häufiger unscheinbare, immer welche, die wir ausweiten können oder aufgeben müssen. Befreiung und Emanzipation sind ein Prozess auch schon im Hier und Jetzt. Etwas, das gut tut.

– Wir Loser sind noch nicht am Ende.

### 2000 Zeichen

#### Hau den Bürger, wo du ihn trifftst! Happy Slapping

Paris. Ein Schüler steht auf, nimmt einen Sessel, zerschmettert diesen auf dem Rücken der Lehrerin, tritt mit den Füßen auf sie ein. Die Klasse erstarrt für einige Sekunden, eilt dann aber der Lehrerin zu Hilfe und verjagt den Täter. Wir kennen diese Geschichte, weil sie ein Kumpel des Täters mit seiner Handykamera festgehalten hat. Der Polizei sagte er das Tatmotiv: „Sie geht mir auf den Wecker“.

So schockierend die Tat, so alarmierend die bürgerliche Reaktion. Sie macht die Tat zu einem Fall, kategorisiert sie: Schon wieder „happy slapping“! Das Begründen des Wahnsinns wird an Psychologen delegiert, die Gewalt aus einer Charakterschwäche des Täters abgeleitet. Das gehäufte Auftauchen solcher Videos kann aber nicht mehr aus zufälligen Mutationen der individuellen Psyche abgeleitet wer-

den. Da ist was in Mode gekommen: In den Videos sieht man Jugendliche zufällig vorbeikommende Menschen niederschlagen. War es den Verbrechern früher wichtig, unerkannt zu entkommen, so wollen sie heute bei ihrer Tat beobachten – ja bestaunt werden. Ohne Kamera keine Tat. Veröffentlicht wird das Dokument im alles verschlingenden Internet. Es ist schwer, in diesem Sumpf auf der Oberfläche zu erscheinen. Gelingen kann dies mit einem Schocker. Gewalt bringt Quote. Die Opfer sind Opfer im religiösen Sinn des Wortes, sie werden gebraucht, um eine Verbindung zur transzendenten Welt Bildfläche herzustellen. Jeder, der dort auftaucht, hat Zugang zu Höherem, denn dort sehen wir seine Verwandlung in die leuchtende Figur eines Jugendkultes, er ist vom Schatten zur blendenden Idee mutiert. Ein Star ist uns geboren, doch welches Himmelreich verspricht uns sein Erscheinen? M. Sch.

abwärts

# Alles für alle

Immaterial **World**

ZUR DEBATTE UM EINE FREIE GESELLSCHAFT

von Stefan Meretz

Jede Gesellschaft besitzt unabhängig von der Form eine basale Eigenschaft: Der Erhalt der Gesellschaft ist durchschnittlich auf die Beiträge der Menschen angewiesen, jedoch vom Beitrag des konkreten Einzelnen unabhängig. Damit sich eine Gesellschaft erhalten kann, braucht sie einen „selbstreproduktiven Mechanismus“. Dieser „Mechanismus“ hat konstitutive Funktion, ist das organisierende Moment des gesellschaftlichen Zusammenhangs. Er ist unsichtbar und sorgt doch dafür, dass durchschnittlich alle notwendigen Beiträge erbracht werden. Er konstituiert den Gedankenraum, in dem die Menschen wahrnehmen und denken und lernen, sich im Medium der Gesellschaft zu bewegen und sich zu anderen ins Verhältnis zu setzen. Eske Bockelmann hat in seinem Buch „Im Takt des Geldes“ eindrucksvoll beschrieben, wie sich im Übergang zur Moderne buchstäblich alles änderte: das Hören, das Sehen, das wissenschaftliche Denken und das Handeln.

Der „selbstreproduktive Mechanismus“ der Warengesellschaft wird bestimmt durch ein Abstraktum: den Wert. Diese Erkenntnis entspricht durchaus dem Alltagsbewusstsein: Geld regiert die Welt. Hat eine freie Gesellschaft, Kommunismus, einen „selbstreproduktiven Mechanismus“ oder wird dort alles „bewusst verabredet“? Nehmen wir an, mit dem Wert verschwände ein zentrales organisierendes Moment. Es gibt keine Vorgaben mehr, ob sichtbar oder unsichtbar. Nun gilt es, das gesellschaftlich Notwendige zu verabreden. Was muss durchschnittlich produziert, reproduziert, repariert, organisiert, kurz: getan werden? Wie werden Notwendigkeiten in gesellschaftlicher Größenordnung verabredet? Wie werden auch die Dinge getan, die unspassig sind?

Zentrale Planung scheidet aus – auch wenn es neue Versuche gibt, Planwirtschaften auf der Grundlage neuer Computertechnologie (theoretisch) zu begründen. Gleichwohl werden Computer und das Internet eine wichtige Rolle spielen. Nur geht es nicht darum, die Gesellschaft zu organisieren und zu planen, sondern darum, dass die Gesellschaft sich selbst organisiert und plant. Selbstorgani-

sation und Selbstplanung sind die Grundlagen, Computer und Internet sind Mittel. Was bedeuten Selbstorganisation und -planung unter den Bedingungen der Abwesenheit des Wertfetischs, des alles durchdringenden und organisierenden Moments der Warengesellschaft? Selbstorganisation und -planung – wofür? Die Antwort scheint mir auf der Hand zu liegen: für die Befriedigung der je eigenen Bedürfnisse.

Um die Bedürfnisbefriedigung geht es auch in der Warengesellschaft, nur ist sie hier nicht „unmittelbar“ möglich. Jede und jeder muss den Umweg über das Geld nehmen, muss durch das Nadelöhr des Werts hindurch, nicht in allen Bereichen der Gesellschaft, aber zunehmend in mehr. Auch in einer freien Gesellschaft ist die Befriedigung nicht „unmittelbar“ möglich, da der oder die Einzelne nicht alles selbst herstellt oder leicht an das Gewünschte heranreicht. Nur ist die „Vermittlung“ in der freien Gesellschaft nicht über ein Abstraktum organisiert, sondern über den Kontakt zu anderen Menschen.

Ist es denkbar, zu beliebigen anderen Menschen zwecks Bedürfnisbefriedigung Kontakt aufzunehmen? Manchmal schon, aber in der Regel nicht. Das wäre viel zu aufwändig, und dafür ist die Gesellschaft in ihrer Struktur viel zu differenziert. Eine Eigenschaft der (halbwegs funktionierenden) Warengesellschaft hat also zu bleiben: die personalunabhängige Verfügbarkeit von Mitteln zur Bedürfnisbefriedigung. Habe ich in der Warengesellschaft aktuell und zukünftig Geld in der Tasche, so kann ich selbstständig entscheiden, auf Reichtümer zuzugreifen – dabei ausgeblendet, dass der Gesamtzustand der Warengesellschaften auch für die Geldhabenden kein stabiler ist.

Das bedeutet für die freie Gesellschaft, dass Güter und Dienste personalunabhängig verfügbar sein müssen – und das verbunden mit der Gewissheit, dass das morgen und übermorgen auch noch so ist. Dann wäre die Gesellschaft als Infrastruktur des je eigenen Lebens reich, stabil und verlässlich. Ich müsste mir keine Gedanken machen, die benötigten Reichtümer wären da und kämen mit wenig Aufwand zu mir. Ich stünde auch nicht permanent unter Verabredungszwang, um mir diese

Lebensqualität zu organisieren. Zur Erinnerung: Basale Eigenschaft von Gesellschaften ist, dass konkret ich nicht gezwungen bin, einen notwendigen Beitrag zu erbringen – und sei es eine Verabredung.

Dieser Zusammenhang wurde von Klaus Holzkamp theoretisch verallgemeinert. In der Gesellschaft gibt es kategorial „allgemeine Nutzer“ und „allgemeine Produzenten“. Durchschnittlich werden diese „Rollen“ wahrgenommen, aber eben nicht zwangsweise personal. Kinder zum Beispiel sind zunächst nur „Nutzer“ und entwickeln sich erst nach und nach zu „Produzenten“. Es gibt Menschen, die gehen darin auf, Dinge zu schaffen, andere wiederum darin, vorhandenen Reichtum zu nutzen. Wieder andere machen mal dies und mal das. Selbstentfaltung bedeutet, die je eigenen Möglichkeiten produktiv oder nutzend oder produktiv-nutzend maximal zu entwickeln und individuell auszubauen – unabhängig von der konkreten Tätigkeit. Bedürfnisbefriedigung bedeutet also keinesfalls, bloß nutzender „Konsument“ zu sein und vorhandenen Reichtum geschleust durch die Wertöse zu verschlingen – das ist die warenförmig pervertierte Form der „Selbstverwirklichung“. Sondern es bedeutet, egal, ob als „Nutzer“ oder als „Produzent“, die je eigene Persönlichkeit maximal zu entfalten und das Leben zu leben.

Also keine Zwangsverabredung. Natürlich werden wir uns verabreden, nicht notwendig individuell bei jeder Handlung. Wie aber entsteht trotzdem Reichtum, Stabilität und Verlässlichkeit? Das Geheimnis liegt im selbstorganisierenden Kern, im „selbstreproduktiven Mechanismus“ der freien Gesellschaft. Dieser konstituiert sich nämlich über die Selbstentfaltung des Menschen – sei es als „Nutzer“ oder als „Produzent“. Beides wird ohnehin nicht mehr voneinander zu unterscheiden sein: Das eigene Nutzen eines Reichtums ist häufig wiederum ein Produzieren für andere. Die These lautet also: Sind die Menschen von der (Wert-) Leine gelassen, werden sie in ihrer Vielfalt all jenen stofflichen und nichtstofflichen Reichtum schaffen, den eben diese Menschen brauchen – stabil und verlässlich: Alles für alle.

# Die geschlossene Gesellschaft und ihre Feinde

ANMERKUNGEN ZUM „KAMPF DER KULTUREN“

von Ernst Lohoff

Die meisten politischen Debatten und Richtungsstreitigkeiten verebben mehr oder minder spur- und folgenlos. Viele sind quasi schon vergessen, während sie noch toben. Nur ganz wenige indizierten historische Brüche und finden irgendwann einmal Eingang in die Geschichtsschreibung. Von der unseligen Debatte um den „Kampf der Kulturen“, die im Frühjahr 2006 nicht nur die bundesdeutsche Öffentlichkeit beschäftigte, steht zu befürchten, dass sie in diese Königskategorie fallen könnte. Sicher, die Wellen, die der „Karikaturenstreit“ schlug, haben sich gelegt, die Diskussion um die Einführung nach dem Feindbild Islam gestrickter Einbürgerungstests ist verebbt und auch das diplomatische Gezerre um die iranische Atombombe, Chiracs nukleares Säbelraseln und Ahmadinedschads Vernichtungsfantasien gegenüber Israel sind erst einmal aus den Schlagzeilen verschwunden. Heißt das aber wirklich Rückkehr zum Business as usual oder ist ein historischer Umschlagpunkt erreicht?

Niemand kann die Reichweite und Folgen der gegenwärtigen Entwicklung genau abschätzen. Allerdings lässt sich konstatieren, wie weit der Zeitgeist bereits von dem weggedriftet ist, was während der 1980er und 1990er Jahren noch hegemonial war. Das neoliberale Zeitalter verband die Marktreligion mit einem extremen Individualisierungskult. Margaret Thatcher hat vor vielen Jahren das neoliberale Programm in dieser Hinsicht auf eine prägnante Formel gebracht: „There's no such thing as society. There are individual men and women and there are families.“ Die klassischen Nationalstaaten verlieren zwar tatsächlich, wie vom Neoliberalismus propagiert, ihre Fähigkeit zur ideologischen und praktischen Integration der Gesellschaft, aber nicht um künftig dem Einzelkämpfer, der nur sich selbst und seine Kleinfamilie kennt, allein das Feld zu überlassen, sondern vor allem auf dass ausgrenzungswütige Kollektividentitäten deren Platz einnehmen. Die Gesellschaft geht, die ethnizistisch definierte Gemeinschaft kommt – und zwar mit

allem dazugehörigen gemeingefährlichen Drum und Dran. Das neoliberale Zeitalter kannte nur den „Terror der Ökonomie“, also die verrückte Rationalität des Profits; heute schiebt sich das verdrängte Irrationale an die Oberfläche und bestimmt wesentlich die weltgesellschaftlichen Konfliktlinien mit. Fast ein Vierteljahrhundert beherrschte die anti-kollektive Utopie die ideologische Landschaft, nach der in einer entgrenzten und von politischen Feindschaften befreiten Welt unmittelbar dem Weltmarkt unterworfenen Menschen einander ohne rassistische und kulturalistische Vorbehalte zu Tode konkurrieren sollten. Mit dem „Kampf der Kulturen“ überlagern im großen Stil die gewaltästhetische Identitätsinszenierung im Namen „imaginärer Gemeinschaften“ (Benedict Anderson) und der ethnizistisch bestimmte Ausschluss die individuelle Selbstbehauptung im marktkonformen Wettbewerb der Arbeits- und Konsumsubjekte.

## Antiokzidentalischer und westlicher Kulturalismus

Das Phantom einer entgrenzten Weltmarktgesellschaft, die sich in Milliarden erfolgsverwöhnte Ich-AGs auflösen sollte, war ein Produkt des kasinokapitalistischen Honeymoons. In den Weltregionen, die nicht bzw. kaum am langen finanzmarkt-induzierten Boom teilhatten, konnte es sich nie derart tief in das Massenbewusstsein hineinfressen wie in den Metropolen. Dort setzte sich denn auch deutlich früher als in den Weltmarktzentren die Ethnizierung der warengesellschaftlichen Widersprüche als die dominante ideologische Reaktionsform auf den krisenträchtigen Globalisierungsprozess durch. Insbesondere der islamische Raum zwischen Marokko und Pakistan geriet mit dem Übergang zum globalisierten Kapitalismus ökonomisch und politisch noch weiter ins Hintertreffen als bisher und erfuhr massive Verelendungsschübe. Das endgültige Scheitern der sich meist sozialistisch definierenden nationalen Modernisierungsre-

gimes in Algerien, Ägypten, Syrien, dem Irak usw., das mit dem Kollaps des Realsozialismus offiziell besiegelt wurde, hinterließ zusammen mit dem Bankrott der traditionell-marxistischen Kapitalismuskritik ein Deutungsvakuum. Dieses wurde von antiokzidentalistischen Strömungen gefüllt, die für die fatale Lage der islamischen Welt statt des Weltkapitalismus, die „zersetzenden“ Einflüsse der „abendländischen Kultur“ verantwortlich machen. Ohne das neoliberale Zwischenspiel trat an die Stelle der erfolglosen Erfindung arabischer Nationen mit der Beschwörung der Umma, der Gemeinschaft aller gläubigen Muslime, unmittelbar ein neues postmodernes und poststaatliches Kollektivkonstrukt. Die Erfindung einer „authentischen“ islamischen Identität verband dabei zwei Momente: den Traum, dem Westen im postnationalstaatlichen Zeitalter auf gleicher identitätspolitischer Augenhöhe gegenüberzutreten und den Drang, alles Bedrohliche am globalisierten Kapitalismus zu einer fremden, äußeren Macht zu erklären, um sich gleichzeitig dessen technische Segnungen und die auf Selbstbehauptung geeichte postmoderne Subjektivität anzueignen.

In Westeuropa fasste der Ethnizismus in den 1980er und 1990er Jahren zunächst vornehmlich als neo-nationalistische Schmuddelideologie Fuß, die weit verbreitete, von der neoliberalen Weltanschauung aber nicht zugelassene Deklassierungängste in aggressive Ausgrenzungsprogramme übersetzte und darüber hinaus einer vom Absturz bedrohten weißen Männlichkeitsidentität die performative Selbstvergewisserung erlaubte. Was die Feindbildbestimmung und die Wahl seiner Identitätsmuster angeht, lehnte sich der aufkommende europäische Ethnizismus zunächst einmal noch recht eng an die klassischen nationalistischen und rassistischen Ideen an. Die Entwicklung in God's own country bot demgegenüber ein anderes, von vornherein reiferes Bild. Hier war es vor allem der christliche Fundamentalismus, der zunehmend an Kraft gewann und dessen Netzwerke von Beginn

an sehr viel mehr Einfluss auf den öffentlichen Diskurs ausübten als Schönhuber, Haider, Le Pen und Konsorten. Darüber hinaus bewegte sich die christlich-fundamentalistische Weltdeutung im Gegensatz zum nur unvollständig vom kleinräumigen Nationalismus abgelösten europäischen Ethnizismus von vornherein auf der postnationalstaatlichen, weltgesellschaftlichen Höhe der Zeit. Während man sich in Europa darauf beschränkte, zwar aggressiv, aber in der Grundausrichtung defensiv die nationalen „Leitkulturen“ vor der angeblich drohenden „Überfremdung“ retten zu wollen, traten die US-amerikanischen protestantischen Sekten von vornherein als ideologische „Global player“ auf und entfalteten insbesondere in Lateinamerika und Westafrika eine rege Tätigkeit zur Durchsetzung ihres Weltbilds.

### Feindschaft verbindet

Der islamische Fundamentalismus richtete sich zunächst unmittelbar praktisch gegen die in Korruption versunkenen einheimischen Modernisierungsregimes. In dieser Phase wurde er in Europa und den USA trotz blutiger Bürgerkriege, etwa in Algerien, nur am Rande wahrgenommen. Die Ausbildung eines dschihadistischen Flügels, der die Konfrontation von der innerstaatlichen auf die globale Bühne trug, bedeutete demgegenüber nicht allein für die Entwicklung des islamischen Fundamentalismus einen qualitativen Sprung, sondern auch für die Umgestaltung der ideologischen Landschaft im „Okzident“. Als ob man auf diesen Gegner nur gewartet hätte, markiert der 11. September 2001 den Übergang von einem schleichenden zu einem rasanten und offenen Ethnisierungsprozess. Indem der Westen dem islamischen Fundamentalismus offiziell die Stirn bietet, eifert er inoffiziell dessen Vorbild nach. In der Verteidigung des Individuums und der pluralistischen Demokratie gegen die als Wiederkehr der fanatischen Masse und der „totalitären Herausforderung“ imaginierte „islamische Kultur“ nimmt die westliche Menschenrechtsideologie unter der Hand selber immer mehr Züge einer postmodernen Stammesreligion an.

Nicht nur, dass sie eine Milliarde Menschen als ideologische Haftungsgemeinschaft behandelt, unter Generalverdacht stellt und damit deren präventiven Ausschluss legitimiert; indem die Verteidiger der „westlichen Wertegemeinschaft“ ein Wesen der „islamischen Kultur“ konstruieren, zu dessen Kernelementen Gewalt

und Frauenunterdrückung gehören, externalisieren sie projektiv den gewaltförmigen und sexistischen Charakter der kapitalistischen Gesellschaft und schaffen sich ein Gegenbild zum „Westen“, das gleichzeitig als Feind- und Vorbild funktioniert. Schon bei Abu Huntington, dem Vordenker des „*Clash of Civilizations*“, ist das Doppelbödige der Erfindung einer geschlossenen und überzeitlich gedachten islamischen Kultur mit Händen zu greifen. „Culture is to die for“, schrieb er dem in seinen Augen dekadenten Westen ins Stammbuch und erklärte damit schon 1993 die Übernahme der „dem Orientalen“ vorgeblich wesenhaften Todesgeilheit zur Vorbedingung dafür, dass der „Westen“ im „Kampf der Kulturen“ bestehen könne. Und auch was er „der westlichen Wertegemeinschaft“ neben dem Sterben und Sterben lassen als Rezept fürs Überleben verschreibt, spricht eine eindeutige Sprache: „faith and family, blood and belief“. Die geistige Einheit der globalen Wertengesellschaft steht also allen anders lautenden Gerüchten zum Trotz mit dem „Clash of Civilizations“ keineswegs zur Disposition. Sie stellt sich im Wechselspiel von demokratischen Kreuzrittern und islamistischen Gotteskriegerern überhaupt erst in einem bislang nie erreichten Grad her. Nur nimmt sie eine etwas andere Gestalt an als jene, die den neoliberalen Vordenkern einst vorschwebte. Sie besteht im Gentlemen's agreement der Ethnizisten und Fundamentalisten aller Länder zur Installation einer Art weltumspannenden Hooligan-Kultur mit ausgeprägtem Hang zum Apokalyptischen.

Zwar zieht, schon was das Verhältnis zu den in Westeuropa lebenden Muslimen angeht, die Mehrheit der Bevölkerung und der Meinungsmacher nicht unbedingt mit überschießendem Enthusiasmus in die Auseinandersetzung zwischen „westlicher Wertegemeinschaft“ und „islamischer Kultur“. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, welche tiefgreifenden Veränderungen sich gerade vollziehen. Das lange im Ungefähren gebliebene Bedürfnis, „das Fremde“ auszugrenzen hat mit dem Islamkonstrukt nicht nur einen identifizierbaren Gegenstand bekommen, es ist gleichzeitig als „Verteidigung westlicher Errungenschaften“ liberalismuskompatibel geworden. Das dumpfe und unspezifische „Ausländer raus“ des braunen Bodensatzes nimmt in der Frage nach der so genannten „Integrationsfähigkeit“ von Muslimen eine der Denkweise der demokratischen Mitte adäquate Doublebind-Gestalt an. Zur Kritik der vermeint-

lichen oder tatsächlichen Selbstgettoisierung der muslimischen Minderheit umgebogen werden antiislamische Ressentiments hoffähig – man denke nur an die grassierende Kopftuchphobie. Die Forderung nach Integration wird zum Mittel der Ausgrenzung und natürlich finden sich genug talkshow-taugliche, von *Spiegel*, Schily und Co. protegierte freiheitlich-demokratische Konvertitinnen wie die unvermeidliche Necla Kelek, die als Kronzeuginnen gegen ihre verstockten ehemaligen Glaubensbrüder und -schwestern auftreten.<sup>1</sup> Wie dramatisch sich mit dieser Volte die Konsensfähigkeit von Ausschluss erhöht hat, lässt sogar schon ein Blick auf neuere demoskopische Erhebungen erahnen. Nach einer Allensbachumfrage verneinten bereits unter dem Eindruck des 11. September nur noch 43 Prozent der deutschen Bevölkerung die Frage, ob größere Spannungen mit der muslimischen Bevölkerung in Deutschland zu erwarten wären. Eine Nachfolgestudie hat erbracht, dass dieser Anteil mittlerweile auf nur noch 22 Prozent abgestürzt ist. (*FAZ* vom 17.5.2006) Das ist der Boden, auf dem der „Kampf der Kulturen“ als großangelegter, populistischer Präventivkrieg führbar wird und den Charakter einer Self-fulfilling prophecy annimmt.

Das Feindbild Islam gewinnt im „Innere“ immer klarere Konturen. Dagegen stößt der als „Kampf gegen den Terror“ apostrophierte demokratische Kreuzzug im Irak und anderswo in „Alteuropa“ insgesamt und insbesondere hiezulande auf weit verbreitete Skepsis. Zum einen weckt verständlicherweise die Aussicht auf einen Weltbürgerkrieg bei jedem irgendwie noch Zurechnungsfähigen mehr Angst als Verzückung. Zum anderen überlagert und konterkariert eine andere kulturalistische Projektion den antiislamischen Affekt. Gerade in Deutschland, der geistigen Urheimat des Antiokzidentalismus, gehört es zum in Krisenzeiten abrufbaren ideologischen Fundus, das als bedrohlich Empfundene am Weltkapitalismus in der projektiven Gestalt der „westlichen Zivilisation“ zu externalisieren, um sich umso entschlossener mit dessen „guter Seite“ zu identifizieren. Das alte Konstrukt „deutsche Kultur versus westliche Zivilisation“ hat in der Gegenüberstellung des friedliebenden „Alteuropas“ und des wild gewordenen Westens, der USA, eine zeitgenössische postnationalstaatliche Ausformung gefunden.

Die innerimperialistische Ethnisierung mag zwar die Islamophobie ein wenig abschwächen. Dafür demonstriert das prekäre Gleichgewicht der konkurrierenden

kulturalistischen Feindbestimmungen umso eindringlicher, wie allgegenwärtig ethnizistische Deutungsmuster insgesamt geworden sind. Und auch dass in der offiziellen Politik der Ruf nach einem „Dialog der Kulturen“ den Schrei nach dem „Kampf der Kulturen“ momentan noch übertönt, bietet letztlich wenig Anlass zur Entwarnung. Diese Sprach- und Denkrege- lung verweist ganz im Gegenteil gerade darauf, wie weit die kulturalistische Meta- morphose inzwischen vorangeschritten ist. Wo „Kulturen“ miteinander in Dialog treten sollen, da sind die Individuen und ihre Probleme schon zum Schweigen ge- bracht und Menschen mit spezifischer Vorgeschichte und unterschiedlichen so- zialen Hintergründen haben sich bereits in Repräsentanten homogen gedachter kollektiver Identitätsblöcke verwandelt. In ihrem Appell an die „Besonnenheit“ anerkennt die Friedens- und Versöhnungs- partei im „Kampf der Kulturen“ das eth- nizistische Bezugssystem, das Huntington und die Dschihadisten predigen, nach dem die Weltgesellschaft in feste und klar ab- gegrenzte kulturelle Entitäten zerfällt.

### **Emanzipation ist antikulturalistisch**

Es gibt wenig Grund, dem neoliberalen Zeitalter und seinem Individualisierungskult eine Träne nachzuweinen. Trotzdem hatte es zumindest einen Kollateralnutzen: In seinem Windschatten gedieh über Jahre hinweg in den intellektuell ambitionierten Kreisen die Kritik an der Vorstellung fester „kultureller“, „rassischer“ und „geschlechtlicher“ Identitäten. Der dekonstruktivistische Gedanke blieb in dieser Hinsicht nicht ohne eine gewisse gesellschaftliche Ausstrahlungskraft. Heute vollzieht sich auf breiter Front ein Roll back. Die kulturalistische Sicht ist drauf und dran, die Definitionsmacht und Meinungsführerschaft zu übernehmen. Wer auf Emanzipation statt auf Selbstzerstörung steht, muss angesichts dieser Entwicklung gegenzusteuern versuchen. Der Standpunkt der Befreiung kann unter den Bedingungen des globalisierten Kapitalismus nur ein Standpunkt der „Entvolkung“ (Franz Schandl) und der Dekulturalisierung sein.

Man kann der hiesigen Linken bislang schwerlich nachsagen, dass sie sich dieser Aufgabe stellen würde. In der innerlinken Debatte in Sachen „Clash of Civilizations“ geben im Augenblick vor allem Positionen den Ton an, die in der einen oder anderen Weise die kulturalistische Wen- dung mitmachen statt gegen sie Stellung zu beziehen. Das gilt zunächst einmal für

jene Minderheit, die das Ethnisierungsgeschäft aktiv betreibt, indem sie im Feldzug gegen das ewige „islamische Unwesen“ die Hardcore-Fraktion spielt. Hierzulande steuert die „antideutsche Szene“ diesen Kurs, produziert antiislamischen Kitsch von der Stange<sup>2</sup> und nutzt das irrationale und hochgradig destruktive Potential des islamischen Fundamentalismus als Rechtfertigung dafür, die USA in einer Art spiegelverkehrten Antiamerikanismus als „Hort der Freiheit“ abzufeiern. Auf der gesamteuropäischen Bühne dokumentiert vor allem das im letzten Jahr von britischen Internetbloggern verfasste „Euston-Manifesto“ (<http://eustonmanifesto.org/joomla>), wie die notwendige Kritik an den Feinden der geschlossenen „westlichen Gesellschaft“ zur ideologischen Versöhnung mit den herrschenden Verhältnissen missrät. Im großen regressiven Kulturalisierungsstrom treiben aber auch weite Teile der Mainstreamlinken, deren von der traditionellen Kapitalismuskritik geprägtes Weltbild aus den Fugen geraten ist. Das betrifft nicht nur die vulgären Antiimperialisten (etwa die AIK), die sogar der Hamas zu ihrem Wahlsieg gratulieren und den so genannten „irakischen Widerstand“ unterstützen; auch viele andere, die sich scheinbar von antiimperialistischen Denkmustern verabschiedet haben, geraten in dieses Fahrwasser. Während ihre eigene Kapitalismuskritik selber eine immer stärkere kulturalistische Schlagseite zeigt, indem sie an einer weitverbreiteten anti-amerikanischen Unterstimmung andockt, zeigt sie sich für die destruktiven Qualitäten des islamischen Fundamentalismus blind und verharmlost selbst noch dessen antisemitischen Vernichtungswahn. Der ungebrochen affirmative Bezug auf Konstrukte wie „Volk“, „Nation“ und „Klasse“ wird zum WahrnehmungsfILTER, hinter dem die Wirklichkeit der islamischen Länder verschwindet. Das geht so weit, dass sogar das Mord- und Suizidprogramm todesfanatischer Modernisierungseliten implizit und oft genug auch explizit zu einem zwar hässlichen, aber irgendwie doch verständlichen Seufzer der erniedrigten und beleidigten Massen der islamischen Welt umgedeutet wird. Dass der islamische Fundamentalismus die Geschichte dazu benutzt, ein unveränderliches Gegenwesen zur westlichen Dekadenz zu konstruieren, weist ihn gerade als eine Spielart des modernen Identitätsdenkens aus. Der Antiimperialismus sitzt dem archaisierenden ideologischen Selbstverständnis auf und apologetisiert diese hochgradig postmoderne und purifizierte

Durchsetzungsform des waresgesellschaftlichen Irrseseins zu einer Art missratenen Gegenbewegung zum Vormarsch kapitalistischer Herrschaft. Weiter daneben kann man gar nicht liegen.

Antikapitalismus, der diesen Namen verdient, muss mit dem heraufbeschworenen „Clash of Civilizations“ anders umgehen. Er darf die kulturalistischen Deutungsmuster weder reproduzieren noch als letztlich irrelevante Ablenkung vom vermeintlich „Eigentlichen“ ignorieren und die globalisierte Waresgesellschaft der neoliberalen Ideologie entsprechend als kulturell neutrales Unternehmen missverstehen. Stattdessen gilt es, die konkurrierenden Spielarten von Ethnizismus und Fundamentalismus als integralen Bestandteil des waresgesellschaftlichen Gesamtirrsinns auf seiner heutigen, krisenhaften Entwicklungsstufe zu begreifen und deren Kritik als unerlässliches Moment von Gesellschaftskritik ernst zu nehmen. Eine Linke, die sich darauf einlässt, für das vermeintlich geringere Übel Partei zu ergreifen oder verzweifelt einen Ausgleich zwischen ihnen herbeizuführen, hat sich selber aufgegeben. Die Suche nach einer emanzipativen Alternative zu einem mehr oder minder in Permanenz schwellenden Weltbürgerkrieg beginnt mit der Weigerung, die Konfliktdefinition der Kombattanten zu akzeptieren. Um eine Gegendeutung zu den kulturalistischen Ideologien zu liefern, muss Gesellschaftskritik Menschenrechtskriegertum und islamischen Fundamentalismus als zwei Momente eines Gesamtübels verstehen. Das ist weder mit einer Neutralitätserklärung zu verwechseln noch läuft es darauf hinaus, die Differenzen zwischen islamischem Antiokzidentalismus und der westlichen Islamphobie klein zu reden. Ganz im Gegenteil, was die Gegenpole trennt und unterscheidet, zeichnet sich überhaupt erst klar und deutlich ab, wenn das gemeinsame Bezugsfeld ins Blickfeld kommt, in dem die verfeindeten Lager denken und agieren.

### **Anmerkungen**

- 1 Eine sehr treffende Kritik an diesem Phänomen liefert ein leider unter dem merkwürdigen Titel „Gerechtigkeit für die Muslime“ in der Zeit vom 1. Februar 2006 erscheinender, von Mark Türkessidis und Yasemin Karakasoglu verfasster und von 60 Migrationsforschern unterzeichneter offener Brief.
- 2 Einen schon realsatirischen Beitrag lieferte in dieser Hinsicht Justus Wertmüller mit seinem Artikel „Der Krieg der Vorstädte gegen die Frauen. Über die Unruhen in den Banlieues vom Herbst 2005“, in: Bahamas 49.

# Mentale Überlegenheit und militärische Kraft

ANMERKUNGEN ZUM NAHOSTKONFLIKT

von Peter Klein

1.

Wenn man sich schon auf die von den politischen Akteuren vorgegebene Konfliktlinie einlässt – „Israel und der Westen“ einerseits, die immer mehr unter fundamentalistischen Druck geratenden Regime der islamischen Länder andererseits –, dann sollte man auch den zweiten Schritt tun und das reale *militärische Kräfteverhältnis* zwischen den staatlich organisierten „Subjekten“ zur Kenntnis nehmen. Man sollte realistischerweise nicht übersehen, dass die Überlegenheit des Westens, was die Zahl der verfügbaren und jederzeit einsatzbereiten Bomben (nuklear und konventionell), Raketen, Flugzeuge, Panzer, U-Boote, Flugzeugträger etc. angeht, ins Zigtausendfache geht. Die diplomatisch eher vorsichtige, sachliche, um Ausgleich bemühte Redeweise, mit der der „Westen“ den israelischen Rechtsstandpunkt vertritt, klingt sicher zivilisierter und annehmbarer als das Mordgeschrei der hunderttausend abgerissenen Gestalten, die etwa in Teheran demonstrieren, hat aber diese reale militärische Übermacht zu ihrer Grundlage.

2.

Da die westlichen Politiker öffentlich niemanden hassen oder verteufeln, sich vielmehr streng ans „Recht“ und an die entsprechenden Umgangsformen halten (sieht man einmal ab von Phänomenen wie Guantanamo-Bay oder Abu Ghreib, die eine Schwächung dieses Standpunktes bedeuten), muss man auch von einer *mentalen Überlegenheit* sprechen. Für den westlichen Menschen liegt das „Existenzrecht Israels“ auf einer Linie mit dem rechtsstaatlichen System, an das er angepasst ist und das dem Buchstaben nach auch seine eigene Existenz garantiert. In seinen Augen verlangt der Westen von den Palästinensern (und den islamischen Ländern) „nichts weiter“ als die Einhaltung jener auf das vereinzelte Individuum zugeschnittenen elementaren Grundregeln des Zusammenlebens, die eigentlich oder an

sich für „alle Menschen“ gelten sollten. Er will mit dieser Haltung niemanden bedrohen, sie ist für ihn einfach normal und selbstverständlich. Es fehlt ihm mit anderen Worten das Bewusstsein, dass seine vom individualistischen „Menschenrecht“ geprägte Lebensweise eine historisch spezifische Art und Weise der Vergesellschaftung darstellt, die es zum Aussehen der „Normalität“ nur während eines relativ kurzen historischen Zeitabschnittes gebracht hat (nämlich in den fünfzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg). Imprägniert mit dieser Art „Normalität“ neigt er dazu, Menschen, die mit ihr nicht zurechtkommen oder sie gar ablehnen, von vornherein als irgendwie minderwertig, böse oder verrückt anzusehen. Und dass man „Verrückte“ oder „Wahnsinnige“ unschädlich machen muss, versteht sich von selbst – erst recht, wenn diese Verrückten, wie schon der flüchtige Blick in die Zeitung zeigt, bereits den „Finger am Abzug“, nämlich der Atombombe, haben.

Indem der Westen es versteht, seine Position als eine der Verteidigung, und zwar der elementaren Selbstverständlichkeiten des Zusammenlebens, darzustellen, entspricht er einem wichtigen Grundsatz der psychologischen Kriegführung. Die Soldaten brauchen das Gefühl, dass die eigene Sache gerecht ist, und das ist immer der Fall, wenn man angegriffen wird, wenn man sich zur Wehr setzen muss. Die meisten der Kriege, mit denen die Römer ihr Weltreich zusammenbrachten, dienten bekanntlich der Verteidigung ihrer Freunde und Verbündeten, die durch das unzivilisierte und bösartige Verhalten der angrenzenden Volksstämme in Bedrängnis geraten waren. Analoges galt während des vergangenen halben Jahrhunderts für den Westen unter der Führung der USA. Die USA sind fast in jeder Weltgegend militärisch präsent, aber niemals aus Eigennutz, sondern immer nur zur Verteidigung der „Demokratie“ und der allgemein menschlichen „Werte“. Im Falle Israels, das auf der Landkarte so winzig und unscheinbar aussieht, muss sich der „unvor-

eingenommene Beobachter“ sogar dazu gedrängt fühlen, von einer ausgesprochenen Notwehrsituation zu sprechen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass eine Atombombe auf Teheran oder auf irgendeinen anderen Ort der islamischen Welt fällt, ist, allein was die technische Möglichkeit angeht, hundertmal größer als diejenige einer islamistischen Atombombe, die auf Haifa fällt. Wovor aber zittert die westliche Welt? Vor der virtuellen Atombombe des Iran. Und was schien ihr auch im Falle des Irak durchaus glaubhaft zu sein? Die berüchtigten, vom CIA lancierten „Massenvernichtungswaffen“ unter dem Kommando des Duodez-Halunken Saddam Hussein. Die psychologische Kriegführung wird von den USA, die Milliarden Dollar zur Finanzierung von so genannten gemäßigten Imamen ausgeben, also durchaus ernst genommen. Selbst Hitler, dessen Aggressivität (die sich freilich auch wieder aus einer strategischen Notwehrsituation herleitete – es galt ja den Überlebenskampf der germanischen Rasse gegen die demokratisch-bolschewistisch getarnte „jüdische Weltverschwörung“) für niemanden außer Zweifel stand, hielt es für opportun, den Angriff auf Polen als „Antwort“ auf einen von eben diesem Polen ausgehenden „aggressiven Akt“ (Überfall auf den Sender Gleiwitz) zu inszenieren. Vor diesem Hintergrund darf man die bekannte Äußerung Ahmadinejads, was ihren taktischen Wert anlangt, wohl wirklich als schwachsinnig oder wahnsinnig bezeichnen. Kein westlicher Politiker hätte sich zu einer so großen Dummheit hinreißen lassen. Hier scheint wirklich die Mentalität eines verzweifelten Selbstmordattentäters an die Regierung gekommen zu sein. Aber ist das ein Zeichen dafür, dass dem Iran ein effektiv organisierter „militärisch-industrieller Komplex“ zur Verfügung steht?

Gäbe es nicht den amerikanischen Präsidenten Bush und seine wenig souveräne Reaktion auf den 11. September – die mentale Stärke des „Westens“ wäre kaum noch zu steigern. Freilich könnte auch das Phänomen Bush ein Symptom der

Schwäche sein – der beginnenden Schwäche, muss man im Falle des „Westens“ sagen. Die missionarische Sprache (noch dazu aus dem Munde eines Menschen, der geistferner nicht sein könnte) zeigt, dass die Zeiten des felsenfesten Glaubens vorbei sind. Die „westlichen Werte“ verstehen sich nicht mehr von selbst (weshalb seit einigen Jahren die Betonung eben auf „westlich“ liegt). Der Kurzsche „Weltordnungskrieg“ scheint wirklich begonnen zu haben. Allerdings wäre das gerade kein Argument dafür, dass man sich zur Abschätzung der weiteren Entwicklung ausgerechnet an den von den staatlichen Akteuren vorgegebenen Konfliktlinien zu orientieren hat. Die islamischen Länder haben es noch nie zu einer effektiv organisierten staatlichen Verwaltung gebracht (der Islam wäre sonst in stärkerem Maße zum privaten Bekenntnis herabgesunken) – und der Westen bröckelt.

### 3.

Auch die technische Beschaffenheit der Waffen, über die der Westen verfügt, gehört vordergründig noch zum Thema der mentalen Überlegenheit. Die Raketen und Flugzeuge, die zum Einsatz kommen, erzielen ihre vernichtende Wirkung auf sehr große Distanz. Die Entfernung zwischen dem Mann, der „auf den Knopf drückt“, und dem Feind, der getroffen wird, kann im Extrem mehrere tausend Kilometer betragen. Zwischen der unmittelbaren existenziellen Situation des Hightech-Soldaten und dem, was er existenziell anrichtet, befindet sich ein gigantischer Apparat von technisch-militärischer Logistik, der rein nach objektiven Kriterien funktioniert. Er verlangt vor allem Sachkenntnis zu seiner Bedienung. Der Pilot eines Phantomjägers muss höllisch aufpassen – aber nicht so sehr auf die vom militärischen Gegner her drohenden Aktionen (die sind in der Software dieses fliegenden Computers schon weitgehend berücksichtigt), sondern darauf, dass ihm beim Umgang mit seinem technisch überaus anspruchsvollen Mordinstrument kein Fehler unterläuft. Dieses Phänomen, dass der am „Apparat“ sitzende moderne Mensch von den existenziellen Wirkungen seines Tuns nicht mehr erreicht, nicht mehr berührt wird, hat Günter Anders schon vor langer Zeit in seiner „Antiquiertheit des Menschen“ beschrieben. Der Hightech-Soldat sieht die zerfetzten und verstümmelten Leiber, die das Werk seiner Sachkenntnis sind, nicht, er hört nicht die Schreie der Verletzten. Entspre-

chend gering ist der emotionale Einsatz, den er zu leisten hat. Er muss nicht grausam sein, um grausame Taten begehen zu können.

Hingegen scheint mir das kleine Rasiermesser, mit dem die Attentäter des 11. September den diversen Piloten – unbekannt Menschen, die ihnen persönlich nichts getan hatten – die Kehle durchschnitten, einen unerhörten, geradezu unmenschlichen Aufwand von Emotion zu erfordern. Wer so etwas fertigbringt, muss geradezu glühen vor Hass. Vielleicht muss er auch, da die Aktion ja über Jahre hinweg geplant und vorbereitet worden ist, schon wieder erstarrt und erkaltet sein – vor lauter Hass eine lebendige Leiche, ein Toter auf Urlaub. Nur ganz wenige Menschen sind dazu imstande, so beharrlich und zielstrebig zu hassen. „So etwas macht man nicht alle Tage“, hat Heiner Geißler seinerzeit ganz richtig bemerkt.

Eine Armee, die auf solche weltmeisterlichen Gefühlsqualitäten angewiesen wäre, die also, wie einst die alten Germanen, sich erst in einen „furor teutonicus“ hineinsteigern müsste, um ihre Waffen mit dem entsprechenden Nachdruck handhaben zu können, ist unter den heutigen technischen Bedingungen undenkbar. Eine reguläre Armee, die als das Rückgrat der Staatsgewalt fungieren soll, hat ein Apparat zu sein. Und ein solcher Apparat funktioniert umso besser, kann umso besser als ein Instrument eingesetzt werden, mit dem sich langfristig angelegte Operationen ausführen lassen, je weniger emotionale Eigendynamik er besitzt, je sachlicher, nüchterner, geschäftsmäßiger es darin zugeht. Die von lauter organisatorisch-technischen Notwendigkeiten bestimmte Armee des Westens dürfte in dieser Hinsicht kaum zu übertreffen sein. Wobei zu berücksichtigen ist, dass die technische Rationalität von der Job-Mentalität der Soldaten, die der Trend zur Berufsarmee mit sich gebracht hat (man kann das teure und komplizierte Gerät nicht irgendwelchen Wehrpflichtigen anvertrauen), auf das Vorteilhafteste ergänzt wird.

Die „Normalität“, auf deren Seite sich der westliche Soldat stehen sieht, ist gar nicht so sehr eine Angelegenheit der Weltanschauung oder der Überzeugung, sie charakterisiert seine Tätigkeit ganz unmittelbar. Er geht in die Army wie in die Fabrik. Und er erledigt seinen Job aus dem gleichen Grunde, aus dem es der Fabrikarbeiter tut, und – seiner Meinung nach – auch sonst alle Menschen einschließlich der „Terroristen“ tun oder tun sollten: um

auf redliche Weise sein Geld zu verdienen. Die Bereitschaft zum reibungslosen Funktionieren wurde den preußischen Rekruten seit dem 17. Jahrhundert eingeprengelt als jener „blinde Gehorsam“, für den Preußen bis ins 20. Jahrhundert hinein berühmt gewesen ist. Etwas Ähnliches wie diese Blindheit aus Gehorsam, nur effektiver, erzielt die moderne Armee, indem sie das auf die Privatperson zugeschnittene „Eigeninteresse“ der Soldaten anspricht: das Interesse an einem „Arbeitsplatz in abwechslungsreicher und verantwortlicher Tätigkeit“ mit Kranken- und Rentenversicherung. Wenn man verstanden hat, dass die Lohnarbeit diese Art von Privatinteresse konstituiert, dann weiß man auch, dass die Blindheit bzw. Gleichgültigkeit gegenüber dem stofflichen Inhalt der Tätigkeit, gegenüber allen Arten von menschlichen Bezügen und Zusammenhängen, ihre Wesensbestimmung ist. Ohne Zweifel ist eine solche Armee, bei der das kaltblütige Funktionieren gleichsam zur Struktur geronnen ist, jenen Apparaten, die noch in stärkerem Maße mit ideologischem Dampf betrieben werden, mental überlegen. Der gepflegte „Finger am Abzug“ (oder am Knopf oder auf dem Screen) sollte uns jedenfalls mehr Sorgen bereiten als die „schwierige Faust“ des Teheraner Proletariats. Dass Saddam Hussein meinte, es mit dieser auf Effektivität (und sonst nichts) getrimmten Maschine aufnehmen zu können, spricht für seine Fantasie, die möglicherweise noch in den Modernisierungstraumgärten der Nasser-Generation lustwandelte, nicht für seinen Realismus. Das Schauspiel, das er der Welt geboten hat, war ganz gewiss nicht die „Mutter aller Schlachten“. Es handelte sich beim Golfkrieg von 2003 um einen späten und ausgesprochen schwächlichen Nachkömmling, um eine Art Hanno Buddenbrook der Militärgeschichte. Einerseits.

Andererseits könnte man aber auch zu dem Schluss kommen, dass die Schlacht noch im Gange ist – wenn auch irgendwie irregulär, nicht so, wie es sich nach den äußerst zivilisierten Maßstäben der westlichen Politiker gehört. In diesem Falle erhebt sich natürlich sofort die Frage, wie es mit der grandiosen, hocheffizienten, „im Felde“ nicht zu besiegenden Armee des Westens weitergeht. Wie sie mit einer Situation zurechtkommt, in der es gar keine regulären Armeen mehr zu besiegen gibt, die „Erniedrigten und Beleidigten dieser Welt“ aber dennoch keine Ruhe geben und mit Wut-, Hass- und Verzweiflungsaktionen aller Art auf sich als auf ein

„Problem“, nämlich das des „Terrorismus“, aufmerksam machen. Wird ein Bär, der von zwei oder drei Wespen gepiesackt wird, „angemessen“ darauf reagieren können? Oder wird er nicht vielmehr auf Bärenart reagieren und mit seinen Bärenkräften um sich schlagen – ohne Rücksicht auf Kollateralschäden? Das eben ist die Frage, und der Irak, der abwechselnd wegen seiner (angeblichen) Massenvernichtungswaffen, wegen der (angeblichen) Verbindung zum 11. September, wegen des Erdöls, wegen des Giftgasangriffs auf kurdische Dörfer (der vom Westen seinerzeit heruntergespielt worden ist) und wegen eines auf Bush senior verübten Attentats als lohnenswertes Ziel ausgemacht worden war, stellt eigentlich bereits die Antwort dar. Der militärisch-technische Apparat funktioniert mit allen Begründungen und immer auf die für ihn spezifische Weise: Ein Anschlag wie der von 9/11, durchgeführt von zwölf oder achtzehn Männern, vielleicht mit 100 Mitwissern und Mithelfern im Hintergrund – und 150.000 Hightech-Soldaten werden in Bewegung gesetzt. „Irgendetwas“ musste schließlich geschehen.

Als es sich – etwa um 1968 herum – abzeichnete, dass das in Südvietnam installierte Regime den Guerilla-Aktionen des Vietcong nicht würde standhalten können, war die Reaktion ganz entsprechend. Nordvietnam und der vom „Feind“ besetzte Süden (später auch Kambodscha, über das ein Teil des vietnamesischen Nachschubs lief) wurden mit Bombenteppichen überzogen, die die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Was kann man von einer Armee, die über eine prächtige Bomberflotte verfügt, anderes erwarten? Das Potential, das man hat, wird natürlich eingesetzt. Auch die Atombombe wurde, kaum dass sie verfügbar war, eingesetzt – zwei Tage, nachdem Japan die Kapitulation angeboten hatte; glücklicherweise nicht ohne Bedingung: man wollte (was später ohnehin gewährt wurde) den Kaiser behalten, sodass der realitätsnahe Test der Bombe rechtlich einwandfrei, nämlich noch im Kriegszustand, durchgeführt werden konnte.

Das Problem sind nicht die taktischen oder strategischen Ideen der jeweiligen politischen Führung – die seinerzeitige „Dominotheorie“ wurde von dem seinerzeitigen Verteidigungsminister McNamara inzwischen als eine „bedauerliche Fehleinschätzung“ bezeichnet –, das Problem liegt in dem Vorhandensein des militärisch-logistischen Apparates als solchem. Er funktioniert, wie es in seiner

Natur liegt, mögen der politischen Führung die strategischen Konzepte auch längst abhanden gekommen sein. Man denke etwa an die deutsche Armee im Zweiten Weltkrieg, die es, obwohl seit 1943, spätestens aber doch seit dem Juni 1944 in aussichtsloser Lage, aus eigener Initiative nicht fertigbrachte das Funktionieren einzustellen. Nehmen wir an, es gäbe in der Welt des globalisierten Kapitalismus so etwas wie eine strategische Ratlosigkeit. Die weltweit operierende Armee des Westens kann zuschlagen, wo immer sie will – dennoch gibt es (aus ganz und gar unerfindlichen Gründen, schließlich bedeutet die Okkupation durch den Westen für die Überlebenden allso gleich das Glück „freier Wahlen“), keinen Frieden. Die ohne Kriegserklärung (und also „völlig illegal“) operierenden „Terroristen“ vergiften das Investitionsklima, wo sie nur können. Dürfen wir erwarten, dass der militärisch-logistische Apparat in sich geht, dass er sich die verfahrenere Situation zu Herzen nimmt, dass er sich bei der großflächigen Art seines Funktionierens für nicht zuständig erklärt? Solange er in seiner wundervoll effizienten Binnenrationalität intakt ist: leider nein.

Ein Szenario ist denkbar (und in meinen Augen sogar sehr wahrscheinlich), in dem man, um einige hundert „für die ganze Welt gefährliche Terroristen“ unschädlich zu machen, leider nicht umhin kann – die westlichen Politiker werden das routiniert bedauern –, eine oder meh-

rere Millionen Menschen atomar auszulöschen. Darin, dass man ganze Weltregionen als „Brutstätten des Terrorismus“ oder als „Achse des Bösen“ bezeichnet, kündigt sich, so scheint mir, dieses flächendeckende Handling des „Problems“ bereits an. Und wenn ich an die bekannte Äußerung des französischen Präsidenten erinnern darf, so ist ja auch sie nichts anderes als die gedankliche Vorbereitung dieses Szenarios. Es ist zu befürchten, dass eine antikapitalistische Bewegung von einiger Kraft und Nachhaltigkeit, die das „System Westen“ auch mental zu destabilisieren vermöchte, erst *nach* so einem Atomschlag in Gang kommen wird. Sie wäre jetzt schon vonnöten – nicht nur um diesen atomaren Wahnsinn zu verhindern, sondern um den Konflikt überhaupt zu entschärfen. Denn nur eine solche Bewegung könnte den islamischen Massen signalisieren, dass der „Westen“ kein einheitlicher, in sich widerspruchsfreier Block ist, in dem die demokratische Gehirnwäsche zur totalen Gleichschaltung der Meinungen (oder schlimmer noch: zur totalen Gleichgültigkeit gegenüber jeder Art von existenziellem Leid) geführt hat. Nur sie könnte Platz für den Gedanken schaffen, dass der generalisierende, flächendeckende Umgang mit Konflikten, bei dem Millionen Menschen in Haftung genommen werden für die Entscheidungen weniger, in niemandes Interesse liegt, auch nicht im Interesse des Teheraner Proletariats.

## 2000 Zeichen

abwärts

### Sakralbau des Kapitals

Der Potsdamer Platz stellte in den „goldenen“ Zwanziger Jahren die geistige und kulturelle Mitte Berlins dar, das Herz der damals pulsierenden vier Millionen Metropole. Im Zweiten Weltkrieg wurden 80 Prozent der Häuser zerstört, dann verlief die Mauer quer über das ehemalige Zentrum. Nach der Wiedervereinigung befand sich auf dem Gebiet des ehemaligen Todesstreifens eine „Gstätten“, also Brachland. Nun, 80 Jahre später, wurde aus dem ehemaligen geistigen und kulturellen Zentrum eins des Kapitals – das „größte Dienstleistungszentrum Deutschlands“, erbaut von Debis, einer Tochterfirma von Daimler-Chrysler. 70.000 Menschen pilgern täglich zum Wallfahrtsort des Kapitals. Für die 200 LKWs, die täglich aufkreuzen, wurde

ein eigenes unterirdisches Straßennetz gebaut. Das Debis-Gebäude überragt alle anderen bei weitem. Seine Innenarchitektur erinnert frappant an einen christlichen Sakralbau mit Haupt- und Nebenschiff; der Blick wird himmelhoch geleitet, dem Licht entgegen. Was aber haben wir vom totalitären Gott Kapital zu erwarten? „Diese Göttlichkeit ist im doppelten Sinne ‚heruntergekommen‘: auf den Boden der Tatsachen, damit aber auch aufs platte Realitätsprinzip. Der Markt verheißt nichts als sich selbst. Sein ‚höchstes Gut‘ ist die Hochkonjunktur. So armselig er sich einerseits gegen die so genannten Hochreligionen ausnimmt, so sehr überstrahlt er sie andererseits. Die Art, wie der Markt die Welt anzuschauen lehrt, lagert sich allen anderen Weltanschauungen vor.“ (Christoph Türcke)

M. Wö.

# Detroit Summer

SOZIALE ANOMIE UND EMANZIPATORISCHE GEGENBEWEGUNGEN IN EINER DEKAPITALISIERTEN US-METROPOLE – TEIL 2

von Andreas Exner & Irina Vellay

Die Prekarisierung der Lebensverhältnisse drängt die Menschen dazu, nach Lösungen zu suchen, die Stabilität und verlässliche Unterstützung versprechen. Die kleinen Netzwerksysteme verfügen jedoch nur über eine begrenzte Leistungsfähigkeit. Die große Anzahl psychosozial und gesundheitlich ruinierter Menschen, die aus der gewinnmaximierenden Warensphäre herausfallen, können sie nicht auffangen. Im „Niemandland“ des „abwesenden“ Kapitalismus fallen Probleme und Chancen so in eins: Die Gleichgültigkeit des globalisierten Kapitals macht große Teile der Stadt – in welchem Zustand auch immer – den BewohnerInnen verfügbar. Die Zahl der Obdachlosen etwa ist auch deshalb so hoch, weil sie hier sein dürfen und nicht vertrieben werden.

Im Zentrum der Anstrengungen für eine „Wiedererrichtung“ (*Resurrection*) der Stadt steht der Dialog der AktivistInnen mit den BewohnerInnen. Die neue Kultur des gemeinsamen öffentlichen Aushandelns der Art und Weise, wie sich die Quartiere entwickeln und welche Regeln gelten sollen, hilft einen interkulturellen wie generationsübergreifenden „*Common Sense*“ herzustellen. Dieser Konsens, der allen ein „Existenzrecht“ zubilligt, soweit sie nicht anderen Menschen schaden, ist ein offener Prozess, der immer wieder auch neue Richtungen nehmen kann. Er ist zugleich fortwährend Gegenstand von Auseinandersetzungen mit der Stadtverwaltung und den Kapitalinteressen von „*Developern*“ um die Bodennutzung, soweit Investitionsinteressen (noch) von öffentlichen Fördergeldern angezogen werden.

Die wesentlichen Elemente des Kampfes der sozialen Bewegung um eine sozial und ökologisch verträgliche Zukunft der Stadt sind gebrauchsbasierte – vom Profit, teils auch von Kauf und Verkauf entkoppelte – Mittel zur Existenzsicherung wie der Aufbau einer lokalen Selbstversorgung mit biologischen Lebensmitteln, die Instandsetzung des öffentlichen Raums und Bildungs- und Kulturaktivitäten. Als erstes gilt es, Nahrungssicherheit und Wohnen für die Menschen zu gewährleisten. *Detroit Summer* richtet des-

halb regelmäßig Wohnungen für Menschen mit geringem Einkommen her. Die sanierten Gebäude sollen die Geschichte der Stadt erfahrbar machen und der öffentliche Raum soll als Bühne und Begegnungsraum der neuen sozialen Kultur z.B. mit *Murals* Ausdruck ermöglichen. Die Vernetzung der unterschiedlichen Aktivitäten und die öffentliche Kommunikation stärken die Kooperation im Quartier und stiften ein kollektives Verständnis von sozialer Verantwortlichkeit für die Lebenswelt und das Miteinander. Die wachsende Kommunikation in der Quartiersöffentlichkeit stabilisiert umgekehrt die sozialen Regeln. Es geht hierbei um einen Prozess der Selbstveränderung von konkurrierenden Warensystemen sowie von mehr oder weniger Ausgegrenzten, die keine Kontrolle über die eigenen Lebensvoraussetzungen besitzen, hin zu Menschen, die im lokalen Kontext sozial eingebettet sind und diesen Rahmen kooperativ ausgestalten. Diese Prozessorientierung kann als offenes Konzept eine Vielzahl von Entwicklungsimpulsen zu produktiven, z.T. auch situativen Arrangements integrieren und die Lebensbedingungen und die Entfaltungsmöglichkeiten aller BewohnerInnen verbessern. Das so gewonnene Selbstbewusstsein ist ein Instrument, das den Horizont in die Zukunft öffnet. Es richtet sich direkt gegen die Hoffnungslosigkeit und das Gefühl, einer menschenverachtenden, global agierenden kapitalistischen Ökonomie ausgeliefert zu sein.

## Gegenkultur

Die kollektiven Reaktionen auf die Zerfallsprozesse der Warengesellschaft sind die Basis einer Gegenkultur, welche die „Rekulturalisierung“ des (ausgegrenzten) lokalen Kontextes zum Ausgangspunkt nimmt. „Das Andere der korporatistischen Globalisierung (vgl. G. L. Boggs, *The beloved community of M. L. King*, 2004, [www.yesmagazine.org](http://www.yesmagazine.org)) ist jedoch nicht völlig von der Warenökonomie abgekoppelt. Die Bewegung hat ein widersprüchliches Verhältnis zum Staat, der mit Integrationsangeboten und Steuerungsversuchen aufwartet. Die Anerkennung der

Non-Profit-Organisationen als „gemeinnützig“ befreit diese zwar nach dem Einkommenssteuergesetz (Internal Revenue Code 501c3) von Steuern, verpflichtet sie gleichzeitig jedoch auf Ziele, die der Staat als förderungswürdig ansieht, und untersagt darüber hinaus das politische Engagement. Der 501-Status schreibt eine bestimmte Organisationsstruktur vor und verlangt die Offenlegung der Bücher über die Verwendung der Mittel in einem jährlichen Geschäftsbericht. Auch das *Boggs Center* ([www.boggscenter.org](http://www.boggscenter.org)), welches das *Detroit Summer*-Projekt maßgeblich finanziert, hat seit einiger Zeit den 501c3-Status. Eine solche Konstruktion ist weit verbreitet und erlaubt dem Staat ein gewisses Maß an Kontrolle. In den sozialen Bewegungen hat es immer wieder Diskussionen gegeben, ob man einen solchen Weg beschreiten und sich „professionalisieren“ soll. Die andere Kooperationsebene mit der Warenökonomie ist das Mikrokapital in Gestalt kleiner Unternehmen in den Quartieren. Zum Beispiel unterstützt die biologische *Avalon*-Bäckerei Aktivitäten und Events von Initiativen im Quartier und festigt so die Bindungen mit ihrer Kundschaft.

Der Paradigmenwechsel hin zu einem lebensdienlichen Konzept direkter Selbstorganisation, das sich an konkrete Menschen und ihre sinnlichen Bedürfnisse wendet, ist der Ausgangspunkt, um die geldvermittelte, vom monetären „Sachzwang“ bestimmte Machtlosigkeit außer Kraft zu setzen. Die Erfahrung, größere soziale Zusammenhänge über unmittelbare Kooperation zu schaffen und aufrechterhalten zu können, so Einfluss auf die eigenen Lebensbedingungen gewinnen und Veränderungen in Gang bringen zu können, ermöglicht eine auf lebensdienliche Prinzipien gegründete soziale Anerkennung und setzt gerade damit starke Impulse für eine neue Gesellschaft. Je mehr Ausstrahlung diese „neue Sozialität“ entfalten kann und je mehr sie konkrete Lebenszufriedenheit und soziale Stabilität ermöglicht, desto weniger greifen die Strategien der Kriminalisierung. Die explorative gesellschaftliche Praxis ermöglicht insbesondere den Jugendlichen die kritische Distanzierung von „Soziali-

sationsangeboten“, die keine Zukunft mehr eröffnen. Und die Risse im lange unhinterfragten Konsens, dass Geld der Schlüssel für ein gelingendes Leben sei, werden umso breiter, je mehr wichtige Existenzmittel außerhalb der kapitalistischen Warenwirtschaft produziert werden und soziale Anerkennung sich nicht länger auf den Konkurrenzserfolg stützt.

Die Wahrnehmung der Gegenkultur-Projekte hat sich mittlerweile in Detroit verändert und die Wirkungen reichen weit über die Stadt hinaus. Viele *High Schools* und *Colleges* haben „*Service Learning*“ als aktives Engagement für „*Community Building Projects*“ in die Curricula integriert. Schätzungen besagen, dass sich heute ca. 75 Prozent der US-amerikanischen *College*-StudentInnen in solchen Projekten engagieren (vgl. S. Howell, *Detroit Summer: Rebuilding Our Cities From the Ground Up!*, Königstein/Taunus 2006). Zunehmend werden diese Ansätze in Detroit auch von kapitalismuskonformen *Grassroots*-Organisationen aufgegriffen (z.B. [www.starofmichigan.org](http://www.starofmichigan.org)). Damit ist auch ein intensiverer Zugriff auf die jungen Menschen verbunden. Bereits in den 1990er Jahren gab es immer wieder Versuche seitens systemkonformer Organisationen, sowohl Führungspersönlichkeiten als auch talentierte Jugendliche aus dem *Detroit Summer*-Programm mit finanziellen Angeboten abzuwerben. Da die Bush-Administration Unterstützungen für innerstädtische Problembereiche faktisch abgeschafft hat und keine Bindungen mehr für öffentliche Förderprogramme bestehen, sehen sich auch systemkonforme *Grassroots*-Organisationen nach neuen Ideen um, über die sich private Spenden und Fördermittel erschließen lassen. Diese Vereinnahmungsversuche sind ein ständiges Feld von Auseinandersetzungen und Diskussion. Insgesamt jedoch sind sowohl *Detroit Summer* als auch die übrigen Ansätze gewachsen und vielfältiger geworden. Darin deutet sich an, dass im Kontext der „neuen Sozialität“ offenbar zunehmend „Überschuss“ entsteht, der auch neue Herausforderungen mit sich bringt: Die Bewegung wächst, gewinnt einerseits an Einfluss auf das Geschehen in der Stadt und muss sich andererseits zunehmenden Vereinnahmungsversuchen stellen. Eine weitere Herausforderung ist auch der Generationswechsel von den GründerInnen hin zu den Jüngeren, die über *Detroit Summer* zum sozialen, gesellschaftspolitischen Engagement gekommen sind und nun Verantwortung für das Projekt übernehmen. Im Zuge des

Wechsels hatte *Detroit Summer* zunächst den Versuch gemacht, die Abwerbungsbestrebungen mit kleineren Geldbeträgen für Jugendliche mit organisatorischen Aufgaben und das große Interesse aus den Quartieren an den Projekten mit einer Ausweitung des Programms zu beantworten. In einem längeren Lernprozess ist man heute allerdings wieder dahin zurückgekehrt, ehrenamtliches Engagement und gebrauchtorientierte Kooperation als essentielle Grundlage der sozialen Veränderung in der Stadt in den Mittelpunkt zu rücken.

### Wege aus den Widersprüchen?

An den Entwicklungen in Detroit wird sichtbar, dass der Gesamtzusammenhang einer Gesellschaft trotz aller Ausgrenzungen nicht wirklich aufgehoben werden kann. Der daraus resultierende Prozess fortgesetzter Marginalisierung ist nur mit hohem Repressionsaufwand aufrechtzuerhalten und entsprechend prekär. Eine Strategie zur Durchsetzung eigener Interessen muss daher an der Verknüpfung als „Gesamtzusammenhang“ ansetzen und die „Fehlstellen“ zum Ausgangspunkt für

„das Neue“ machen. Das Vakuum des aufgelösten Kapitalverwertungszusammenhangs markiert zugleich den Grenzbereich kapitalistischer Stadtentwicklung. In dieser Zone des Übergangs entstehen frühe Praxisformen einer post-kapitalistischen Gesellschaft, umgeben von fortgesetzter Verelendung. Das innewohnende Potenzial der „neuen Sozialität“ ist umso mehr der zentrale Gegenstand des Ringens um eine neue kulturelle Hegemonie. Dieses Ringen ist wiederum Teil globaler Prozesse, und nicht zufällig sind in Detroit die Botschaften der *Zapatistas* sehr präsent (S. Howell, Workshop, Köln 2005).

Charakteristisch für die Praxis der Initiativen in Detroit ist dabei eine Strategie der kleinen Interventionen. Sie ist keine alleinige Erfindung der sozialen Bewegungen, sondern hat einen Teil ihrer Wurzeln in den neuen neoliberalen Managementmethoden zur Selbstorganisation und Selbststeuerung. „Drawing from quantum theory and studies of complex systems from the ‚new science‘, (Magaret) Wheatley emphasizes how new analytic frameworks like self-organizing systems can help us better understand the process of social development and social change and our own role

## 2000 Zeichen

abwärts

### „Marx plus Markt ist Murks“

Die Wogen der BAWAG-Affäre schlugen hoch und noch immer ist nicht abzusehen, ob sie sich zu einem weiteren Tsunami auftürmen werden. Dubiose Verwicklungen der Gewerkschaft in Bankmissgeschäfte ließen dunkle Wolken aufziehen und viele standen ratlos im Regen. Ein Abfluss an Spareinlagen einerseits und eine Austrittswelle aus dem ÖGB andererseits waren die logische Folge. Manche Personen gingen dabei ziemlich hilflos über Bord. Schlussendlich sah sich sogar der Staat dazu genötigt, helfend einzuspringen; zu groß war die Angst vor weiteren negativen (polit-)ökonomischen Effekten durch den beginnenden „Domino-Effekt“ bei verunsicherten SparerInnen und potenziellen WählerInnen. Inwieweit jedoch die „nationale Rettungsaktion“ gelingt, wird die Zukunft zeigen. Die EU jedenfalls will den Fall nach den geltenden Wettbewerbsrichtlinien eingehend prüfen...

Was von vielen bisher mehr oder weniger erfolgreich im Unbewussten

versenkt worden ist, taucht nun etwas plötzlich, aber nicht gerade unerwartet an die Oberfläche: Die Inseln des kapitalistischen Verwertungssystems bleiben von der heraufziehenden Krise auf Dauer nicht verschont. Dementsprechend groß ist die Empörung – zu viel Geld wurde in den Sand gesetzt. Doch anstatt die Warengesellschaft als solche zu kritisieren, werden die Krisenzusammenhänge falsch interpretiert und wieder einmal verhängnisvolle Gedankengänge strapaziert, die lediglich das „parasitäre Großkapital“ ins Visier nehmen; ein Denken, das dem strukturellen Antisemitismus gefährlich nahe kommt und fallweise in ihm aufgeht. Daneben fühlen sich manche verstaubten Linken von der Gewerkschaft hintergangen, weil sie anscheinend noch immer nicht begriffen haben, dass diese nicht über den Beckenrand der Marktwirtschaft hinausweisen kann, sondern ganz im Gegenteil in Zeiten von Prekarisierung zunehmend an Einfluss einbüßt und in finanzielle Notlagen gerät. Denn „Marx plus Markt ist Murks“, wie Bundeskanzler Schüssel pointiert anmerkt. Ch. W.

## 2000 Zeichen

## Socken in Zivil

Die „civil society“ pries einst John Locke. Als „bürgerliche Gesellschaft“ taucht sie auf bei Hegel. Gramsci galt die „società civile“ als Hindernis der Revolution. Die Zivilgesellschaft ist so frisch wie eine alte Socke. Dies freilich schreckt nicht in jedem Falle ab, sich ihrer zu bemächtigen. Im Gegenteil. Socken sind wichtig, Retrolook ist in. Wie erinnerlich, stieg die „Zivilgesellschaft“ auf, als die Mauer fiel. Ihre Blütezeit ist schon seit längerem vorüber. Liebhaber antiquarischer Diskurse haben sie nun behutsam aufgegriffen, ein wenig abgestaubt und parfümiert. Ihr zu Ehren veranstalteten sie in Wien jüngst eine „Konferenz Zivilgesellschaft“. Allerlei Wissenswertes war dabei zu erfahren. „Die Zivilgesellschaft ist in aller Munde“, meinten zwei in der Eröffnungsrede, „und hat ihre verbürgte Rolle, die heute niemand mehr ernsthaft bezweifelt. In Europa setzt die Zivilgesellschaft zum großen Atemholen an, frischer Wind rauscht durch die Lun-

gen.“ Großes Atemholen, frischer Wind, rauschende Lungen – Zivilgesellschaft verleiht Flügel. Kein Wunder, blickt sie doch zurück auf Glanz und Glorie: „Ihre ersten Anfänge“ nämlich „nahm die europäische Zivilgesellschaft mit dem Spartakus-Aufstand“. Gleichwohl ist sie – Spartakus behüte – „nicht jenseits von Markt und Staat, sondern steht mitten drinnen“. Wie sich das mit Spartakus verträgt, ist nicht ganz klar, aber sei's drum: römisches Reich und Nationalstaat, Sklaven, Herren, Bürger – das ist doch alles irgendwie dasselbe, nicht wahr? Weit besser noch harmoniert „Zivilgesellschaft“ allerdings mit „französischer Revolution“. Letztere sei es gewesen, „die den modernen Staat mit seiner Gewaltenteilung, BürgerInnen- und Menschenrechte und Markt erst schuf“, freilich ohne Binnen-I. Die „Zivilgesellschaft“ findet das ganz super: „Wir verstehen Markt und Staat als institutionelle Errungenschaften einer dynamischen Zivilisation“. Peinlich aber auch, es ist uns bis jetzt entgangen. A.Ex.

abwärts

as activists in the process. Complex systems are characterized by not only stability but change and renewal, and behavior in these systems occurs in a ‚web of connectedness‘, where ‚local, small actions‘ can have great significance throughout the system“ (G. Omatsu, Freedom Schooling, 2001, www.boggscenter.org). Auf eine neue Weise wird hier eingeführt, dass trotz eines weitgehenden Ausschlusses der „GlobalisierungsverliererInnen“ von der dominanten Form der Vergesellschaftung alles mit allem zusammenhängt – wie der berühmte Flügelschlag des Schmetterlings mit dem globalen Klima. Es ist der ambivalente Versuch, sich die neuen Formen sozialer Organisation, die der Neoliberalismus hervorbringt, anzueignen und in eine Handlungsfähigkeit „von unten“ zu transformieren. Auch in der amerikanischen Linken hat diese Perspektive ihren Niederschlag gefunden. So sagt Immanuel Wallerstein: „We are in a systemic bifurcation (Scheideweg), which means that very small actions by groups here and there may shift the vectors and the institutional forms in radically different directions“ (I. Wallerstein, Social Change?, 1997, www.binghamton.edu). Die immer wieder von den *Detroit Summer*-AktivistInnen vorgetragene

Botschaft – „each one of us can make a difference“ – findet sich darin wieder. Tatsächlich wächst in einer gesellschaftlichen Krisensituation der Spielraum für grundlegende Veränderungen; nur in einer solchen Situation ist es möglich, das gesamte Ensemble von zusammenhängenden sozialen Praxen, Institutionen und Normen zu transformieren, die sich in Zeiten sozialer Stabilität wechselseitig abstützen und emanzipative Teilveränderungen kompensieren. In der Krise hingegen werden bislang dominante Entwicklungspfade unwegsam, die Scharniere der Herrschaftsbeziehungen greifen schlechter ineinander und Reibungsverluste nehmen zu, die Herstellung von Konsens wird schwierig. Kleine Veränderungspole – Individuen, Gruppen, Projekte, Milieus, Gegendiskurse – können sich so als mögliche Ausgangspunkte wirkmächtiger Praxisinnovationen begreifen. Hierin liegt das reelle Potenzial einer „kooperativen Individualität“, die auf die Alltagsbeziehungen auf diskursiver wie auf materieller Ebene fokussiert. Sie nimmt damit ernst, dass gerade die alltägliche Lebenswelt zentraler Ort und Scharnier gesellschaftlicher Machtverhältnisse und so auch das „archimedische Feld“ für ihre Veränderung ist.

Im Unterschied zur gesellschaftsverändernden Dynamik solcher Strömungen, die wechselseitige Resonanzen auf Grundlage einer ähnlich gestimmten sozialen Praxis erzeugen und daraus neue Inspirationen ziehen können, befinden sich die traditionellen Sozialbewegungen in einer tiefen Krise. Zwar ist weder der Klassenkampf verschwunden, noch fehlen Widerstände gegen Umweltzerstörung, Diskriminierung und staatliche Gewalt. Dennoch ist nicht zu übersehen, dass selbst die globalisierungskritische Bewegung keine substanzielle Gegenmacht zum postfordistischen Kapitalismus darstellt. Diese bedarf vielmehr eines starken alternativen „Attraktors“, der den herrschenden Logiken und sozialen Formen schon im Grundsatz widerspricht; muss sie doch – zumindest perspektivisch – in der Lage sein, der Verwertungs- und Verschwendungsbewegung fortschreitend Ressourcen zu entziehen, ihre eigene Basis auszudehnen und zugleich die Akkumulation abzuschneiden, um das Kapital durch eine „kreative Macht“ in seine letzte Krise zu treiben.

Es ist viel mehr als eine bloße Formel, wenn Aktivistinnen in Detroit die unmittelbare Kooperation in gegenseitiger Verantwortung („Community Building“) in das Zentrum ihrer Bemühungen rücken. Tatsächlich liegt darin eine wesentliche Vorbedingung emanzipativer Prozesse. Denn der soziale Zusammenhang ist im Kapitalismus von den unmittelbaren menschlichen Beziehungen abgespalten und erscheint als ein „Ding“ außerhalb der Gesellschaft, in Gestalt der miteinander eng verbundenen Mächte von Kapital und Staat. Zentral ist deshalb, das Soziale wieder zu gewinnen, der Aufbau von direkter Gesellschaftlichkeit. Gemeinsame soziale Praxis in den Gemeinschaftsgärten, den Bildungsprojekten usw., die sich nicht über das Geld vermittelt und die Menschen zu einem direkten Miteinander bringt, ist in Detroit dafür das wichtigste Medium. Sie erlaubt es, sich selbst neu zu erfahren, den „Kapitalismus im Kopf“ abzubauen und so auch den notwendigen inneren Spiel-Raum zu schaffen für eine „andere Welt“.

Ähnlich wie in den Globalisierungsprozessen der „Global City-Ökonomien“ und den „Survival Circuits“, angetrieben von Migration und illegalen „Schleuserpraktiken“ (S. Sassen, Strategic Instantiations of Gendering, 2005, <http://portal.unesco.org>), sind Frauen auch in Detroit die Agentinnen des sozio-ökonomischen Wandels. Nicht nur die Sphäre des Warentauschs, die in der Krise quantitativ an

Bedeutung einbüßt, sondern auch die Gebrauchssphäre der gesellschaftlichen Reproduktion mit ihren kooperativen Elementen wird in der ökonomischen Restrukturierung entlang einer/eines feminisierten „Gesamtarbeiterin/-arbeiters“ neu ausgestaltet. Frauen als Garantinnen der Subsistenz sind hier offenbar trotz der schwierigen Bedingungen in der Lage, die Geschlechterasymmetrie zu ihren Gunsten zu verschieben und Deutungsmacht zu beanspruchen. Die teils aggressive Frauenfeindlichkeit der Hip Hop- und der Rapkultur (z.B. Eminem) gründet sich nicht nur auf die Marginalisierung schwarzer Männlichkeit, sondern auch auf die Positionsgewinne der Frauen. Hier scheinen grundlegende Umwälzungen auf, welche die emanzipatorischen Prozesse dynamisieren.

Inwieweit diese neuen Reproduktionsstrukturen an Breite und an Festigkeit gewinnen, kann erst die Zukunft zeigen. Entscheiden wird sich dabei, ob sie auch in der Lage sind, einen materiell-diskursiven Schwingungsboden für globale, kumulative Resonanzen post-kapitalistischer Praxen herzustellen. Davon hängt schließlich ab, ob solche Dynamiken auf eine subalterne „Krisenverwaltung wider Willen“ verwiesen bleiben, indem der Staat sie für eine kostengünstige Kontrolle der kapitalistischen Verlassenschaften instrumentalisiert, oder ob sie die Rolle eines neuen sozialen „Attraktors“ spielen werden, der warengesellschaftliche Zerfallsprozesse offensiv zu seinen Gunsten nutzt. In den Ambivalenzen der aktuellen Kooperations- und Kooptationsverhältnisse zwischen Staat und Lokalstaat (Stadtregierung), bürgerlicher Zivilgesellschaft, Mikrokapital und post-kapitalistischen Bewegungspraxen sind beide Möglichkeiten latent vorhanden.

### Perspektivenwechsel

Wo die Akkumulation zurückgeht, der Verwertungszusammenhang sich lockert und folglich Staat und Kommunen in Finanzierungsschwierigkeiten geraten, bleiben die Individuen wie „Treibgut auf den vermüllten Stränden der Wirtschaft“ (Sami Tchak) zurück. Anders als in vielen Regionen der (ländlichen) Peripherie können die Menschen in den (städtischen) Zentren aber kaum je unmittelbar auf Möglichkeiten der Subsistenzsicherung und vom Kapitalismus nicht erfasste Traditionsräume zurückgreifen, um der sozialen Krise zu begegnen. Denn *erstens* ist das Wissen, das für eine vom Markt unab-

hängige soziale Reproduktion vonnöten ist, vielfach nicht direkt verfügbar, und *zweitens* entbehren die Menschen mehrheitlich auch die Fähigkeit zur direkten Kooperation, sobald der Zwang des Kapitals einmal wegfällt. Klar ist schließlich *drittens* auch, dass sich die Bedürfnisse nach Gesundheit, Bildung und nach kulturellen Möglichkeiten in einer kapitalistischen Metropole anders gestalten als in vielen Gesellschaften der Peripherie, die nie den (destruktiven) Zenit der Moderne erreicht haben (wohl allerdings eine subalterne Position in ihrem Rahmen). Damit sind auch die *organisatorischen* Anforderungen der Krisenbewältigung höher. Denn Produktion, Verteilung und Kultur auf Basis heutiger Bedürfnisse und unter Nutzung der ihnen entsprechenden Technik erfordert koordinative Institutionen von der lokalen bis zur überregionalen, womöglich sogar globalen Ebene (vgl. z.B. N. Trenkle, Weltgesellschaft ohne Geld, 1996, www.krisis.org). Zugleich sind die Bedürfnisstrukturen umzugestalten und die heute eingesetzten Technologien auszusortieren, radikal umzubauen und ökologisch neu zu entwickeln, um einer herrschaftsfreien Gestaltung der Naturverhältnisse entsprechen zu können.

Auf diese dreifache Herausforderung antworten – teils explizit, in manchen Punkten implizit – Projekte wie *Detroit Summer*. Wie kann Bildung für ein Leben in Gemeinschaft möglich werden? Wie können Menschen lernen, sich direkt aufeinander zu beziehen, wenn sie den Umweg über Geld und Ware und die damit verbundene Überlebenskonkurrenz nicht mehr gehen können oder wollen? Wie kann soziale Integration in großen Gesellschaften jenseits der Ware-Geld-Beziehungen hergestellt werden?

Detroits Krise ist global gesehen alles andere als ein Einzelfall. Aus hiesiger Perspektive bezieht Detroit sein besonderes Interesse allerdings aus der Ähnlichkeit seiner jüngeren Vergangenheit zu den gegenwärtigen Bedingungen in Mitteleuropa. Was für Detroit die notwendige Möglichkeit, das Leben neu zu organisieren, darstellt, ist hierzulande eine mögliche Notwendigkeit der mittleren Frist. Der Übergang zu einer postkapitalistischen Lebens- und Produktionsweise ist freilich einfacher zu bewerkstelligen, wenn nicht die Not das Tun diktiert und der finanzielle Sachzwang nicht jede substanzielle emanzipatorisch ausgerichtete Bewegung in den Formen von Geld und Ware stranguliert. Insofern stünden die Chancen für eine Alternative hierzulande

besser als in den Zusammenbruchsregionen der formellen Ökonomie. Dort treibt vielfach nicht die selbstbestimmte Entscheidung, sondern nackter Zwang neue Formen des Zusammenlebens hervor. Angesichts der weltwirtschaftlichen Krisenpotenziale, die eine absehbare Verknappung des fossilen „Kapitaltreibstoffs“ noch erhöhen wird, sowie in Anbetracht der vom Kapitalismus angerichteten sozialen und ökologischen Verheerungen mag das historische Fenster, monetäre Ressourcen und staatliche Regelungen dafür zu instrumentalisieren, um sich diesen Formen zu entwinden, nicht allzu lange Zeit mehr offen stehen.

Aller Grund besteht also dazu, den defensiven Kampf gegen Privatisierung und neoliberale Regulierung – im Verein mit der Forderung nach monetären Leistungen – in eine offensive Perspektive der *direkten Aneignung der stofflichen Ressourcen* zu stellen, die sich gegen die kapitalistische Produktionsweise ebenso wie gegen ihren ideellen Geschäftsführer und politischen Moderator in Gestalt des Staates richtet. Dann wäre der Weg zur Entwicklung einer Gesellschaft eingeschlagen, die die Menschen nicht länger in die vernichtende Konkurrenz um den abstrakten Geldreichtum treibt, sondern die Reichtumspotenziale von der Warenform entbindet und dort verortet, wo diese immer schon begründet liegen: in der menschlichen Beziehung.

*Der erste Teil dieses Artikels ist in Streifzüge 36 erschienen.*



Dieser Beitrag stammt aus dem Buch:

### ATTAC (Hg.):

Zwischen Konkurrenz und Kooperation. Analysen und Alternativen zum Standortwettbewerb, Mandelbaum-Verlag 2006, 250 Seiten, 15,80 Euro, 28,80 Chf. ISBN: 3-85476-190-2

# Angst vor der eigenen Courage

ELMAR ALTVATERS ÖKOLOGISCHE KAPITALISMUSKRITIK BLEIBT AUF HALBEM WEGE STEHEN

von Bruno Kern

Elmar Altvater ist einer der wenigen namhaften Ökonomen hierzulande, die die ökologischen Bedingungen der Ökonomie mitbedenken und ernsthaft in ihre Analysen einbeziehen. Das ist äußerst verdienstvoll. Viele „linke“ Ökonomen scheinen ja mit den viel gescholtenen Neoliberalen zumindest eine Voraussetzung zu teilen: dass sich die Produktion im luftleeren Raum abspielt, dass die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen und die begrenzte Tragfähigkeit der Ökosysteme allenfalls als Randbedingungen in die Ökonomie mit einfließen. Die naive Wachstumsgläubigkeit ist immer noch unabhängig vom sonstigen politischen Standort, ob sie nun in der neoliberalen oder neokeynesianischen Spielart auftritt. Man lese nur einmal die Programmatik der Linkspartei. Die Lösung der Probleme (vor allem der Massenarbeitslosigkeit) verspricht man sich von der Ankurbelung des Massenkonsums, ohne zu erwähnen, dass dies nur um den Preis eines noch größeren Ressourcenverbrauchs und einer beschleunigten Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen zu haben ist – es sei denn, man geht davon aus, die Menschen würden ihr zusätzliches Geld in so etwas Immaterielles wie Museumsbesuche oder Seelenmessen investieren.

Angesichts dieses Befundes ist Altvaters Buch ein höchst notwendiger Denkanstoß. Bedauerlich nur, dass er in Halbherzigkeiten stecken bleibt. Viele richtige Einsichten werden einfach nicht konsequent genug zu Ende gedacht. Allein die Titelformulierung ist in dieser Hinsicht aufschlussreich: Das auf dem Buchumschlag in großen Lettern verkündete „Ende des Kapitalismus“ wird sofort durch den „Relativ“-satz relativiert: wie wir ihn kennen. Also doch weiter auf kapitalistischen Pfaden, ein Kapitalismus mit „ökologischem Antlitz“?

Seit Karl Marx ist die Linke davon ausgegangen, dass der Kapitalismus an seiner

eigenen inneren Widersprüchlichkeit scheitern wird. Seit Karl Marx hat dieser Kapitalismus jedoch immer wieder seine Anpassungsfähigkeit bewiesen, wenn sie auch einen hohen Preis hatte. Die Widersprüche konnten immer wieder erfolgreich (im Sinne der Selbsterhaltung des Systems) ausgelagert werden. Die Kehrseite ist hinlänglich bekannt: der Ausschluss immer größerer Bevölkerungsmassen aus jedem sozialen und ökonomischen Zusammenhalt, wachsendes Elend in der Dritten Welt, ein sich verschärfender Arm-Reich-Gegensatz hierzulande und eine gnadenlose Ausbeutung natürlicher Ressourcen. Die erstaunliche Überlebensfähigkeit des Kapitalismus führt Altvater auf die einmalige Dreier-Konstellation zurück: kapitalistische Produktion vereint mit europäischer Herrschaftsrationalität und vor allem der fossilen Energiebasis. Trotz seiner Erfolgsgeschichte aber ist der Kapitalismus zum Scheitern verurteilt. Er wird sich jedoch nicht im Netz seiner eigenen inneren Widersprüche verfangen, sondern vielmehr einem „äußeren Anstoß extremer Heftigkeit“ erliegen. Das Zeitalter der fossilen Energien ist zu Ende, vor allem die Ressource Erdöl hat vermutlich ihren Höhepunkt bereits überschritten. Das Ende der fossilen Energien bedeutet aber den Todesstoß für den Kapitalismus – „wie wir ihn kennen“.

Auf ein paar Seiten zeigt Altvater prägnant und überzeugend auf, warum kapitalistische Produktionsweise und fossile Energie so gut zusammenpassen (S. 85ff). Die Verfügbarkeit unabhängig von Ort und Zeit, die Konzentration und Zentralisierung, die Mobilität ... all das kommt dem kapitalistischen Rentabilitätskalkül auf geradezu ideale Weise entgegen. Erneuerbare Energiequellen (Wind, Sonne, Biomasse...) genügen diesen Kriterien nicht mehr. Ihr Einsatz setzt völlig andere, dezentrale, Strukturen voraus. Die heutigen Produktionsstrukturen sind also nicht vereinbar mit dem unausweichlichen Umsteigen auf erneuerbare Energien.

Dies alles ist leicht einzusehen, jedoch viel zu kurz gedacht. „Alternative Energiequellen stehen zur Verfügung“, schreibt Altvater, und betet damit jenes naive Credo nach, das uns mittlerweile sattam

bekannt ist. Nicht nur der Prophet der Solarenergie, Hermann Scheer (SPD), nicht nur die Bündnisgrünen, sondern inzwischen auch große Ölkonzerne wie BP versuchen uns derzeit glaubhaft zu machen, erneuerbare Energien seien praktisch grenzenlos vorhanden, man müsse sie nur „anzapfen“. Unterschlagen wird dabei ein wesentlicher Punkt: *Die heute eingesetzten erneuerbaren Energien verdanken sich selbst der noch bestehenden fossilen Energiebasis.* Die Anlagen, die uns erneuerbare Energien überhaupt erst erschließen (z.B. Photovoltaik-Kraftwerke etc.), die technischen Voraussetzungen und die gesamte Infrastruktur, deren auch die erneuerbaren Energien bedürfen, wurden selbst mit Hilfe von fossiler Energie hergestellt. Die „erneuerbaren“ sind also zur Zeit „Parasiten“ der fossilen Energiequellen. Der Ökonom Georgescu-Roegen hat eine äußerst wichtige Unterscheidung getroffen: Er differenziert zwischen „machbaren“ und „lebensfähigen“ Energien. Windräder, Photovoltaikanlagen etc. liefern *während ihres Betriebes* Energie, ohne natürliche Ressourcen zu verbrauchen und die Umwelt zu belasten. Sie sind also durchaus „machbar“. Als „lebensfähig“, d.h. reproduzierbar, würden sich erneuerbare Energien erst dann erweisen, wenn die entsprechenden Anlagen, die notwendige Technik und die Infrastruktur zur Verteilung und Nutzbarmachung ebenfalls ausschließlich mit Hilfe von erneuerbarer Energie erzeugt werden könnten. Das ist aber lange nicht der Fall und wird mit Sicherheit in der Größenordnung des heutigen Energieverbrauchs nie der Fall sein. Altvater sind diese Gedanken bekannt. In früheren Veröffentlichungen (z.B. „Der Preis des Wohlstands“) führt er Georgescu-Roegen selbst als Kronzeugen an. Umso erstaunlicher ist es m.E., dass er diesen wichtigen Zusammenhang hier nicht erwähnt.

Natürlich geht auch Altvater nicht davon aus, dass das heutige Niveau des Energieverbrauchs beibehalten werden kann und lediglich aus erneuerbaren Quellen gespeist werden müsse. Natürlich spricht auch Altvater von einem notwendigen absoluten Absenken des Energieverbrauchs durch Suffizienz und Energie-

Elmar Altvater, *Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik*, Münster (Verlag Westfälisches Dampfboot) 2005.

effizienz. Aber er führt genau dies nicht genauer aus, was es ihm ermöglicht, die wahre Dimension des Problems zu verschleiern: Wenn man – wie etwa Schmidt-Bleek – davon ausgeht, dass die Industrieländer ihren Energie- und Ressourcenverbrauch um 90% bis zum Jahr 2050 (ausgehend vom Bezugsjahr 1990) senken müssen, dann würde das bei einem unterstellten Wirtschaftswachstum vom 2% im Jahr eine Steigerung der Effizienz um das 27fache (!) bedeuten! Damit sind wir in der Tat beim Kern des Problems, dem Altvater so beharrlich ausweicht: Nachhaltigkeit und die Stabilisierung unseres Energie- und Ressourcenverbrauchs auf einem Niveau, das die natürlichen Lebensgrundlagen nicht gefährdet, bedeutet in letzter Konsequenz, dass unsere Wirtschaft nicht nur nicht mehr wachsen darf, sondern schrumpfen muss! Und genau dies ist mit einer kapitalistischen Produktionsweise nicht mehr zu vereinbaren! (Dazu verweise ich auf Saral Sarkars Buch „Die nachhaltige Gesellschaft“ bzw. auf die Broschüre von Saral Sarkar und Bruno Kern, „Ökosozialismus oder Barbarei“; nähere Informationen dazu auf der Website der Initiative Ökosozialismus: [www.oekosozialismus.net](http://www.oekosozialismus.net)) Es bedeutet das Ende des Kapitalismus überhaupt, und nicht nur des Kapitalismus, wie wir ihn kennen.

Die letzten Seiten von Altvaters Buch sind die spannendsten und aufschlussreichsten. Hier leuchtet in vielen knappen Bemerkungen ein Problembewusstsein auf, das man im Buch insgesamt vermisst. Hier spricht Altvater deutlich von den Grenzen der Substituierbarkeit fossiler durch erneuerbare Energie. Hier spricht er aus, dass das bloße Setzen auf mehr Energieeffizienz nicht aus der Sackgasse herausführt, dass die größere Effizienz unter den Bedingungen der alten Produktions- und Konsummuster durch einen absoluten Mehrverbrauch überkompensiert wird. (Ein schöner Beleg dafür, den Altvater jedoch nicht erwähnt, ist die Steigerung des Anteils von Strom aus erneuerbaren Quellen während der rot-grünen Regierung: Ziemlich exakt in derselben Größenordnung war ein Strommehrverbrauch zu verzeichnen, das heißt, gerade das Vorzeigeprojekt der Grünen hat ökologisch überhaupt nichts gebracht.) Hier formuliert er, dass das Prinzip Suffizienz, also das Prinzip des „Genug“, im Kapitalismus gar nicht greifen kann. Altvaters Buch endet da, wo die eigentliche Diskussion erst beginnen muss.

Ein Verdienst von Altvaters Buch ist es sicher, dass er Debatten aufgreift, die in

Deutschland – im Gegensatz etwa zu den westeuropäischen Nachbarländern – noch nicht so recht angekommen sind, z.B. die Peak-Oil-Debatte, also die Frage, wann der Höhepunkt der Erdölförderung erreicht sein wird, was wir seriöserweise über die noch vorhandenen und sinnvollerweise erschließbaren (das heißt mit einer positiven Energiebilanz! Altvater spricht erstaunlicherweise nur von den monetären Kosten) Ressourcen sagen können etc. Dies alles ist bei Altvater hervorragend zusammengefasst. Es ist ja wirklich kaum noch zu fassen, mit welcher Selbstsicherheit Politiker jeder Couleur, Wirtschaftsvertreter und Gewerkschafter „business as usual“ betreiben, als ob das Ende des fossilen Zeitalters nicht unmittelbar bevorstünde. Angesichts der wegbrechenden fossilen Energiebasis werden uns die tagespolitischen Debatten von heute um Renten- und Gesundheitsreform in zehn Jahren völlig lächerlich erscheinen. Wenn Altvaters Buch auch nur dieses Problembewusstsein weckt, dann hat es viel erreicht.

Einen großen Teil seines Buches widmet Altvater auch dem derzeit augenscheinlichsten inneren Widerspruch des Kapitalismus, nämlich der Entkoppelung der monetären Ebene von der realwirtschaftlichen. Was hier etwas überrascht, ist, dass Altvater die Szenarien eines drohenden weltweiten Finanzcrashs, wie ihn etwa Robert Kurz mit nicht so schnell von der Hand zu weisenden Argumenten plausibel macht, überhaupt nicht diskutiert. Kann man wirklich so einfach über diese Diskussion hinweggehen? Dieser Teil des Buches bleibt auch eigenartig beziehungslos zu Altvaters eigentlichem Thema.

Was die politische Praxis betrifft, blieb bei mir der bittere Nachgeschmack, dass die allgemeine Ratlosigkeit, von der auch Altvater nicht frei ist, durch einen wenig hilfreichen Theorieüberhang verschleiert wird. Nachdem die Leser sich mit so abstrakten Dingen wie „Äquivalenz, Reziprozität, Redistribution etc.“ gequält haben, wissen sie noch weniger als vorher, wo aussichtsreiche Handlungsansätze zu finden wären, welche praktischen Schritte unternommen werden könnten, auf welche Tendenzen und politischen Konjunkturen man setzen könnte, worauf sich soziale Bewegungen bei ihrer Suche nach Alternativen wirklich konzentrieren müssten. Altvater zeichnet die Vision einer „solaren Gesellschaft“ und suggeriert, dass einer erneuerbaren Energiebasis auf der Ebene des menschlichen Zusammenle-

bens solidarische, partizipative und demokratische Strukturen entsprechen. Aus seinem Text geht aber überhaupt nicht klar hervor, ob er die erneuerbaren Energien als Vehikel einer neuen, solidarischen Gesellschaft begreift oder ob eher umgekehrt alternative, solidarische Strukturen die nötige Schubkraft entwickeln können, um das nötige Umsteuern zu bewirken. Altvater weiß, dass das Ende der fossilen Energie einen tiefgreifenden Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt bedeutet. Was das konkret heißt, lassen seine Sätze mehr errahnen, als dass er es klar ausspricht – als ob er vor der Konsequenz seiner Gedanken selbst immer wieder erschreke: dass nämlich unsere Industriegesellschaft selbst zur Disposition steht.

Weitere Texte zur Thematik finden sich auf der Website der Initiative Ökosozialismus: [www.oekosozialismus.net](http://www.oekosozialismus.net)

**ARCHIPEL**

Monatszeitschrift des Europäischen BürgerInnenforums

ARCHIPEL berichtet regelmäßig über Themen wie: Arbeitsmigration und Menschenrechte, Landwirtschaft und Globalisierung, Autonomie und Wertkritik, über Initiativen und Bewegungen in allen Ecken Europas und der Welt.

ARCHIPEL erscheint 11 x im Jahr auf Deutsch + Französisch  
Jahresabonnement: 32,- €

[www.civic-forum.org](http://www.civic-forum.org)

Österreich

EBF, Lobnik 16, 9135 Bad Eisenkappel/ Železna Kapla  
Email: [austria@civic-forum.org](mailto:austria@civic-forum.org)  
Konto: Europäisches BürgerInnenforum/ Österreich, Posojilnica-Bank Železna Kapla/ Bad Eisenkappel, BLZ: 39130, Kto Nr.: 8055451

Deutschland

EBF, Hof Ulenkrug, 17159 Stubbendorf  
Email: [ulenkrug@t-online.de](mailto:ulenkrug@t-online.de)  
Konto: Ges. z. Förd. d. Europ. Coop. Gem. e.V., Vermerk: *Europäisches BürgerInnenforum*, Raiffeisenbank Malchin, BLZ: 15061698, Konto Nr.: 201084194

Gerne schicken wir Ihnen Ansichtsexemplare des ARCHIPEL sowie Informationen über das Europäische BürgerInnenforum.

# Die permanente Gegenreform

Dead Men **Working**

HARTZ IV – NEUE FOLGE

von Ernst Lohoff

Man möchte sich die Augen reiben. Wer wüsste nicht aus eigener Anschauung, dass die arbeitslose Bevölkerung mit der Einführung von Hartz IV den größten Verarmungsschub der bundesdeutschen Geschichte durchgemacht hat; jetzt verkünden alle Kanäle und alle Blätter: Hartz IV kommt viel zu teuer und ist deshalb dringend reformbedürftig! Der Bund muss für das Arbeitslosengeld II (ALG II) rund 10 Mrd. Euro mehr aufbringen als veranschlagt und damit steht die angepeilte Haushaltskonsolidierung in Frage. Der Direktor des arbeitgebernahen Instituts der deutschen Wirtschaft, Michael Hüther, kommentiert die Ergebnisse von Hartz IV folgendermaßen: „Aus Angst vor dem Sozialabbau wurde ein unkontrollierter Sozialaufbau“. Die Große Koalition nimmt diese Unverschämtheit als Diagnose und zieht die Konsequenz. Am 1. August soll ein neues Gesetz zur „Optimierung des Sozialgesetzbuches II (SGB II)“ in Kraft treten, das die Langzeitarbeitslosen noch schärfer an die Kandare nimmt, weitere „Nachbesserungen“ stehen in Aussicht.

Aus Kachelmanns Wettershow weiß jeder: „Gefühle“ und „gemessene Temperatur“ können voneinander abweichen. Dieser meteorologische Unterschied ist aber offenbar nichts im Vergleich zum Abstand zwischen erfahrener Massenarmut und der Berliner Fiskuswirklichkeit. Warum diese Diskrepanz?

Die Politik schwadroniert von massenhaftem Missbrauch und die veröffentlichte Meinung bringt Räuberpistolen von Sozialabzockern, die ihre Tage am Hotelpool unter Palmen verbringen, in Umlauf. Die konsequente Bekämpfung von „Leistungserschleichung“ würde die Ausgaben um eine halbe Milliarde Euro senken, will das Bundesarbeitsministerium errechnet haben. Die Nürnberger Bundesagentur dementiert umgehend und beziffert die zu Unrecht ausgezahlten Beträge auf lediglich 26 Millionen Euro. Zu Deutsch: Peanuts. Näher an der Realität liegt schon eine andere Klage. Vom Inkrafttreten der Hartz IV-Gesetze am 1. Januar 2005 bis zum März 2006 wuchs die Zahl der „Bedarfsgemeinschaften“ mit ALG II-Anspruch von 3,3 auf 3,9 Millionen, eine leicht erklärbare, allerdings kostentrei-

bende Vermehrung. Ein zentraler Inhalt von Hartz IV war die großangelegte Streichung individueller Versicherungsansprüche. An ihre Stelle trat mit Einführung des ALG II eine armuts-egalitäre Minimalversorgung, die allerdings nur den „Bedürftigen“ vorbehalten bleiben soll. Im Klartext: Ein primäres Ziel der „Arbeitsmarktreform“ bestand darin, die materielle Versorgung der Arbeitslosen, wo immer möglich, auf die Angehörigen abzuwälzen. Das reale bzw. meldetechnische Singletum bot sich als ein Mittel an, um dieser Familiarisierung partiell auszuweichen. Unverheiratete Paare figurieren wohlweislich nicht als solche, um dem arbeitslosen Partner den Zugang zum vollen ALG II zu ermöglichen. Junge Erwachsene kehrten trotz Arbeitslosigkeit „Hotel Mama“ den Rücken.

Wem kommt nicht das Kotzen? Nicht die gnadenlose Enteignungspolitik ist der Skandal, skandalisiert wird stattdessen der Versuch, sie, so gut es geht, individuell zu unterlaufen. Die Chuzpe, mit der Politik und der öffentlichen Meinung diese Umkehrung vollziehen, ist aber nicht das einzig Bemerkenswerte an der laufenden Debatte. Völlig auf den tatsächlichen oder vermeintlichen Anteil der Leistungsbezieher am Finanzierungsproblem fixiert, sind die primären Ursachen der Haushaltskalamitäten in der laufenden Debatte gar kein Thema! Das Geld, das den Leistungsempfängern zukommt, soll zum Rinnsaal ausgetrocknet werden, während immer breitere monetäre Sturzbäche im Gefolge von Hartz IV in andere Richtungen abfließen. Bundesregierung und öffentliche Meinung greifen, weil die Privatisierung des materiellen Elends nicht auf Antrieb im gewünschten Umfang gelang, und laden Dritte ein, sich aus der Bundeskasse zu bedienen.

Schon was das Verhältnis der öffentlichen Kassen zueinander betrifft, steht Hartz IV für Kostenexternalisierung in erheblichem Umfang. Die Transfersumme, die bei den Langzeitarbeitslosen ankommt, ist keineswegs gewachsen, aber die Lastenverteilung hat sich entscheidend verändert. Auch nach der Zusammenlegung von kommunal finanzierter Sozialhilfe und vom Arbeitsamt bezahlter Arbeitslosenhilfe müssen die Kommunen de jure für all jene

ehemaligen Sozialhilfeempfänger aufkommen, die nicht dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Städte und Gemeinden haben die Vereinigung von Langzeitarbeitslosen und klassischer Sozialhilfeklientel unter einem Dach indes dazu genutzt, Hunderttausende ihrer „Kunden“ offiziell in die Kategorie „arbeitsfähig“ umzubuchen. Damit wurde de facto der Unterhalt von allein erziehenden Müttern mit Kindern unter 3 Jahren, Alkoholabhängigen und psychisch Kranken im großen Stil dem Bund untergeschoben.

Was die Gesamtausgaben der öffentlichen Hand angeht, laufen derlei Trickserien natürlich auf ein Nullsummenspiel hinaus. Für die weitere Entwicklung viel entscheidender ist, dass mit Hartz IV die fatale Parole, es sei besser „Arbeit zu finanzieren als Arbeitslosigkeit“, erstmals in Gesetzesform gegossen und in Verwaltungspraxis übersetzt wurde. Der Staat ist zur Arbeitgebersubventionierung übergegangen. Es ist ein von der öffentlichen Hand alimentierter Dumpinglohnsektor entstanden, der im Gegensatz zum „zweiten Arbeitsmarkt“ der Vergangenheit in direkte Konkurrenz zur regulären Arbeit tritt. An dem für die Sozialversicherungskassen verheerenden Verdrängungswettbewerb haben nicht nur die 1 Million „Minijobber“ teil, die aufstockend ALG II erhalten, sowie die so genannten „Ich-AGs“, am staatlichen Tropf hängende Pseudoselbständige; auch ein Gutteil der 260.000 Ein-Euro-Jobber leistet dazu unfreiwillig seinen Beitrag.

Zwar sah der Gesetzgeber vor, dass die neuen Stellen im „öffentlichen Interesse“ liegen müssen und keine vorhandenen Stellen ersetzen sollen; damit ist es aber angesichts klammer Finanzen nicht weit her. Stichproben des Bundesrechnungshofs ergaben kürzlich, dass ein Viertel der geschaffenen Stellen gegen die Zusätzlickeitsanforderung offen verstößt und bei der Einrichtung von 50 Prozent der Stellen diese Frage vorsichtshalber nie geprüft wurde! In der Summe macht das glatte 75 Prozent „Missbrauch“ des Staates an sich selbst. Ob arbeitslose Sozialpädagogin, Handwerker oder Informatikerin, immer mehr Menschen bekommen die großartige Chance, ihre Qualifikation zum Preis von 1 Euro plus ALG II zum Wohl ihres

Arbeitgebers wieder zu nutzen und zum Ausgleich regulär dotierte Kollegen auf die Straße zu drängen. Im Augenblick sind es primär kommunale Arbeitgeber und Wohlfahrtsverbände, die von dieser Praxis profitieren und durch Personalkürzungen gerissene Lücken mit Ein-Euro-Jobbern auffüllen. Grundsätzlich ist das Modell aber auch auf die „freie Wirtschaft“ übertragbar. Wenn die Große Koalition diesen Kurs fortsetzt und die glorreichen innovativen Beschäftigungsformen weiter ausbaut, dann muss sich diese Politik als wahrer Geniestreich entpuppen. Auf diesem Weg gelingt es, gleichzeitig einen enormen Druck auf das Lohnniveau der Arbeitskraftbesitzer aufzubauen, damit indirekt die Steuereinnahmen in den Keller zu treiben, die Sozialversicherungen ihrer Einkünfte zu berauben, die Arbeitslosen zu terrorisieren und die Staatsausgaben nach oben zu katapultieren.

Ein dritter Faktor schraubt die Ausgaben in die Höhe, ohne dass sich deswegen der Lebensstandard der ALG II-Bezieher verbessern würde. In der Tradition der Sozialhilfe übernimmt bisher auch unter dem Hartz IV-Regime der Staat die Miet-, Neben- und Heizkosten zusätzlich zum Regelsatz von 345 Euro; die Kommunen tragen zwei Drittel, der Bund den Rest. Gerade dieser Grundbedarf hat sich jedoch in den letzten Jahren – insbesondere im letzten – exorbitant verteuert. Nicht dass die Bezieher von Transferleistungen komfortabler als früher wohnen würden oder öfter heizen, kochen und duschen, aber die Mieten, Nebenkosten sowie die Strom- und Gasrechnungen kletterten im letzten Jahr zum Teil im zweistelligen Prozentbereich. Solange sich die öffentliche Hand den unglaublichen Luxus erlaubt, den ALG II-Beziehern die Erfüllung solcher Bedürfnisse wie eine halbwegs warme und beleuchtete Wohnung zuzugestehen, schlägt die Privatisierung öffentlicher Güter, die Neuausrichtung der ursprünglich staatlichen und kommunalen Infrastrukturunternehmen weg von der Grundversorgung hin zur Profitmaximierung unweigerlich auf den Staatshaushalt zurück. Zu allem Überfluss stellt diese Praxis auch noch das heilige Lohnabstandsgebot in Frage. Wenn schon Wenigverdiener angesichts sinkender Löhne kaum mehr die steigenden Fixkosten aufbringen können, warum sollen dann Arbeitslose in diesen Genuss kommen, so die perfide Logik.

Zu den vorgesehenen „Nachbesserungen“ an den Hartz IV-Gesetzen gehört es denn auch, mit dieser Verschwendung

Schluss zu machen. Luxusartikel wie Strom und Gas müssen Leistungsbezieher künftig aus dem Regelsatz berappen. Offenbar kursiert in Berlin-Mitte ein neuer Masterplan, was die im Kyoto-Abkommen vorgesehene Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes angeht. Den hiesigen Arbeitslosen wird das Heizen abgewöhnt und der künftige Energieverbrauch sinkt mit jeder aufgrund unbezahlter Rechnungen abgeklemmten Leitung.

Was die ideologische Verarbeitung angeht, stand und steht Hartz IV für eine Politik, die stur die „Krise der Arbeit“ als das individuelle Versagen der Unverkäuflichen behandelt, die sich aus Faulheit und Dummheit nicht auf dem Arbeitsmarkt behaupten. Praktisch verbindet Hartz IV die Privatisierung und Familiarisierung der Kosten der Arbeitslosigkeit mit einem für Sozialkassen und Bundeshaushalt verheerenden Arbeitgeberförderungsprogramm. Das „SGB II-Optimierungsgesetz“, das am 1.8.2006 in Kraft treten soll, trägt diesen Titel im schlimmsten Sinne zu recht. Der Maßnahmenkatalog treibt die Generalmobilmachung gegen die Arbeitslosen gnadenlos weiter und leitet eine neue Runde in der fatalen Abwärtsspirale ein, in der gleichzeitig die Arbeitslosen verarmen, die Reallöhne absinken und die Konsolidierung der öffentlichen Kassen auf ewig eine Fata morgana bleibt.

Das Folterinstrumentarium für „arbeits-scheue“ Arbeitslose wird um eine neue Daumenschraube erweitert. Wer dreimal im Jahr ein Jobangebot nicht wahrnimmt, muss künftig mit der kompletten Streichung der Leistungen rechnen. Diese Verschärfung hat primär eine ideologische Funktion und ordnet sich ansonsten in das Bemühen ein, die Rutschbahn, auf der Arbeitslose in prekäre Arbeitsverhältnisse hinübergleiten, so steil wie möglich zu gestalten. Große direkte Einsparungen sind von ihr kaum zu erwarten. Soweit sie anfallen, dürfte der wachsende bürokratische Kontrollaufwand sie auffressen.

Mehr „haushaltspolitische Entlastung“ verspricht das weitere Absenken der Versorgungsstandards und der noch rigidere Zugriff auf das Vermögen der Arbeitslosen und ihrer Angehörigen. Allerdings handelt es sich hier vor allem um kurzfristige Effekte. Dass Arbeitslose mit der Absenkung des Vermögensfreibetrags von 200 Euro auf 150 Euro pro Lebensjahr gezwungen werden, ihre Spargroschen noch weiter abzuschmelzen als bisher, entlastet natürlich erst einmal die Kasse der Bundesagentur. Allerdings lässt sich das Zusammengesparte nur

einmal verausgaben. Die exzessive Angehörigen-Haftung (die Beweislast, ob ein ALG II-Bezieher in einer eheähnlichen Gemeinschaft lebt oder nicht, wird umgekehrt und auf gleichgeschlechtliche Paare ausgedehnt) taucht die Familienideologie der Großen Koalition in ein originelles Licht. Der besondere Schutz, den der Staat der Familie gewährt, besteht offenbar, was ALG II-Bezieher angeht, in der Ausspähung intimer Beziehungen und der Verwandlung der Arbeitslosenunterstützung in eine Trennungsprämie. Die durch die Hartz IV-geförderte Zurückdrängung sozialversicherungspflichtiger Arbeit aufgerissenen Haushaltslöcher, kann aber keine noch so exzessiv ausgelegte monetäre Sippenhaft stopfen.

## Anders Leben

INTERNETPLATTFORM  
UND ARBEITSKREIS

**W**ir wollen damit ein Leben fördern, dessen (zeitlicher) Hauptinhalt jenseits der Arbeit liegt. Deshalb sammeln und entwickeln wir Möglichkeiten für ein Leben fernab der 40 Stunden-Woche.

Wo gibt es Kommunen, Wagenplätze, alternative Wohnformen, Selbstorganisation und Selbsthilfe im Alltag, Arbeitsmöglichkeiten in selbstverwalteten Betrieben? Wo können wir uns Materialien umsonst besorgen, wie können wir uns dem Sachzwang „Geld“ entziehen? Welche Möglichkeiten einer nicht auf Geld bezogenen Organisation gibt es (Stichwort: Umsonstökonomie)? Welche alternativökonomischen Ansätze und Projektideen existieren? Wie können Projektgründungen „von unten“ aussehen? Zu alledem und noch einigem mehr tragen wir momentan Informationen zusammen, an praktischen Bedürfnissen orientiert.

Die Internetseite von *Anders Leben* ist ein Wiki. Das heißt: Jede und jeder kann per Knopfdruck Inhalte hinzufügen. So entsteht schnell eine große Sammlung von Wissen. Parallel zum Wiki-Aufbau beschäftigt sich der offene Arbeitskreis *Anders Leben* an der Offenen Uni in Berlin ([www.offeneuni.tk](http://www.offeneuni.tk)) mit dem Thema.

Der Schritt in die Praxis darf dabei nicht vergessen werden: Seit April gibt es eine neue Berliner Initiative zum Aufbau eines lokalen Umsonstnetzwerks (Kontakt über die Internetseite).

[www.anderslebenwiki.de](http://www.anderslebenwiki.de)  
Kontakt: [ak-anders-leben@web.de](mailto:ak-anders-leben@web.de)



**Critical Art Ensemble**  
**Die molekulare Invasion**  
Strategien gegen die Biotechnologie im globalisierten Kapitalismus  
112 S., ca. 14 EUR [D]  
ISBN 3-89771-445-0  
80 Seiten, 8 EUR [D]

**Susanne Spindler**  
**Corpus delicti**  
Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten  
Edition DISS  
358 Seiten, 26 EUR [D]  
ISBN 3-89771-738-7



**Joannah Caborn**  
**Schleichende Wende**  
Diskurse von Nation und Erinnerung bei der Konstituierung der Berliner Republik  
Edition DISS  
268 Seiten, 24 EUR [D]  
ISBN 3-89771-739-5

**Daniel Bensaïd**  
**Eine Welt zu verändern**  
Bewegungen und Strategien  
jour fixe initiative berlin



184 Seiten, 13 EUR [D]  
ISBN 3-89771-447-7



jour fixe initiative berlin (Hg.)  
**Klassen und Kämpfe**

240 Seiten, 16 EUR [D]  
ISBN 3-89771-438-8

**Christian Dornbusch & Klaus-Peter Killguss**  
**Unheilige Allianzen**  
Black Metal zwischen Satanismus, Heidentum und Neonazismus



352 Seiten, 18 EUR [D]  
ISBN 3-89771-817-0

## Die neuen AutorInnen

**Günther Anders**, 1902 in Breslau geboren. Studium der Philosophie. 1923 Promotion bei Husserl. Danach gleichzeitig philosophische, journalistische und belletristische Tätigkeit in Paris und Berlin. 1933 Emigration nach Paris, 1936 in die USA. Dort viele „odd jobs“, unter anderem Fabrikarbeit, aus deren Analyse sich später sein Hauptwerk „Die Antiquiertheit des Menschen“ (3 Bände, 2 davon bei C.H. Beck erschienen, der dritte in Vorbereitung) ergab. Mitinitiator der internationalen Anti-Atombewegung, 1959 beginnender Briefwechsel mit dem Hiroshima-Piloten Claude Eatherly. Engagierter Gegner des Vietnamkrieges. Zahlreiche Veröffentlichungen. Langjähriger Autor des *FORVM*. Lebte seit 1950 in Wien, wo er 1992 verstorben ist. In den *Streifzügen* findet sich anlässlich seines posthum erschienenen Bandes „Über Heidegger“ eine ausführliche Würdigung, vgl. *Streifzüge* 2/2002, S. 23-27.

**Ulrich Enderwitz**, geb. 1942, studierte Religionswissenschaft, lebt in der Nähe von Berlin, sitzt an einer siebenbändigen Studie mit dem Titel „Reichtum und Religion“, von der mittlerweile sechs Bände erschienen sind, hat darüber hinaus eine Reihe von zeit- und gesellschaftskritischen Traktaten zu den Themen Geschichtswissenschaft, Studentenbewegung, Reklame, Medien, Antisemitismus, bürgerliche Theoriegeschichte, Geschlechterverhältnis, Terrorismus und Ideologie veröffentlicht; seine Schriften sind zum größeren Teil auf [www.reichtum-und-religion.de](http://www.reichtum-und-religion.de) einzusehen.

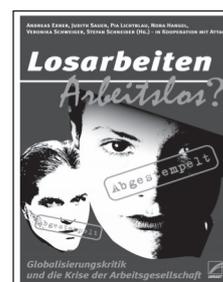
**Bruno Kern**, geb. 1958 in Wien, lebt in Mainz. Studium der Theologie und Philosophie in Wien, Fribourg und München. Doktor der Theologie und Magister Artium (Philosophie). Bisher berufstätig als Bildungsreferent und Verlagslektor, zur Zeit Krankenpflegeschüler.

**Peter Klein**, geb. 1947, lebt in Nürnberg; ist seit 1970 politisch in der Linken aktiv; von Anfang an bei *Krisis*; Autor von „Die Illusion von 1917“. Verheiratet, eine Tochter, im Brotberuf Arzt.

**Berthold Unfried**, geb. 1960, Univ.Do., Historiker und Publizist, lebt in Wien. Forschungsschwerpunkte in den letzten Jahren zu Praktiken institutionalisierter Selbstthematization, zur Kulturgeschichte des Stalinismus, zu Formen des politischen Gebrauchs von Geschichte sowie zu Vermögensentzug und Restitution im internationalen Vergleich.

**Christoph Wendler**, geb. 1984, lebt und studiert in Wien. Zu seinen Studienschwerpunkten zählen Politikwissenschaft und Philosophie. Er beschäftigt sich verstärkt mit Gesellschafts-, Staats- und Kapitalismuskritik. Sein theoretisches Hauptaugenmerk gilt dabei der Wertkritik. Darüber hinaus setzt er sich intensiv mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen bzw. mit sozialen Bewegungen vor allem in Südamerika auseinander.

**Alle AutorInnen** siehe [www.streifzuege.org](http://www.streifzuege.org) unter „Redaktion und AutorInnen“.



**Andreas Exner, Judith Sauer, Pia Lichtblau, Nora Hangel, Veronika Schweiger, Stefan Schneider (Hg.) - in Kooperation mit Attac**

## Losarbeiten – Arbeitslos?

### Globalisierungskritik und die Krise der Arbeitsgesellschaft

Der Band versammelt ein breites Spektrum an emanzipatorischen Positionen, die von Keynesianismus und alternativer Gewerkschaftspolitik bis hin zu radikaler Gesellschaftskritik reichen.

**Mit Beiträgen von:** Ulrich Brand, Kai Ehlers, Alfred Fersin, Christoph Görg, Marianne Gronemeyer, Michael Heinrich, John Holloway, Paiha Klaudia, Ernst Lohoff, Gerlinde Malli, Markus Marterbauer, Stefan Meretz, Gabriele Michalitsch, Werner Rätz, Karl Reitter, Thomas Seibert, Lars Stubbe, Lisbeth N. Trallori, Uli Weiß, Alexandra Weiss, Christa Wichterich, Markus Wissen, Andreas Exner

ISBN 3-89771-443-4, 285 S., 16 EUR [D]

## UNRAST Verlag

Postfach 8020 • 48043 Münster  
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120  
ONLINE BESTELLEN: [www.unrast-verlag.de](http://www.unrast-verlag.de)



## UNRAST Verlag

Postfach 8020 • 48043 Münster  
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120  
ONLINE BESTELLEN: [www.unrast-verlag.de](http://www.unrast-verlag.de)



## Abo-Counter

Am 1. Juni 2006 hatten wir 220 bezahlte Abos, zum heurigen Vergleichsdatum haben wir 235. Das ist eine Steigerung, aber nicht unbedingt eine übermäßige. 300 sollten es bis Jahresende schon werden. Wir bitten wie immer um Unterstützung. Zurückhaltung ist unsere Sache nicht und auch unser Publikum sollte sich diese nicht leisten dürfen. Wir brauchen's. Ganz ehrlich. F.S.

david becker  
**die erfindung des  
traumas –  
verflochtene  
geschichten**

edition Freitag



Über die politische,  
soziale und kulturelle  
Vielfalt von Trauma –  
eine Herausforderung an  
die Psychoanalyse  
328 Seiten, Euro 19,80  
ISBN 3-936252-06-8

**marxglossar**

christoph  
henning/hg.

edition Freitag



Die Globalisierung  
auf den Marxschen Begriff  
gebracht: von A bis Z  
276 Seiten, Euro 19,80  
ISBN 3-936252-08-4

Potsdamer Straße 89  
10785 Berlin,  
[www.edition-freitag.de](http://www.edition-freitag.de)  
und in jeder  
guten Buchhandlung

edition Freitag

# Kampf? Bewegung? Politik?

Dort, wo der Klassenkampf sich als Alternative zum Kapital versteht, missversteht er sich selbst. Als Formierung ist er dazu da, jenes in Bewegung zu halten, indem er die Interessen der Ware Arbeitskraft vertritt. Sei es puncto Arbeitslohn, Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen, soziale Sicherheiten oder Reproduktionsmöglichkeiten. Der Klassenkampf ist eine Agentur des Kapitals und der Kampf selbst eine primitive Form des Zusammenstrebens.

Dass das Leben Kampf ist, ist wahr, aber traurig. Aus der *Notwendigkeit* von Kämpfen ist keineswegs auf die *Befürwortung* des Kampfes zu schließen. Im Gegenteil, es gilt ihn zu überwinden, nicht zu erneuern. Nicht zu wenig wird gekämpft, sondern viel zu viel. Das gute Leben ist jenseits des Kampfes. Natürlich geht es nicht an, sich gefallen zu lassen, was einem zugemutet wird. Aber sich an dieser zwanghaften Reaktion zu erfreuen, sie gar zu einer Art Sinn des Lebens aufzublasen, ist ein Kurzschluss, wenn auch ein objektiv notwendiger.

Um nicht falsch interpretiert zu werden: So lange Kapitalismus ist, wird das so bleiben. Aber es stellt sich die Frage, mit welchem Bewusstsein Konfrontationen sich gestalten. Gemeinhin ist es die Identifizierung mit den Interessen der Rolle, und gemeinhin wirft der Radikalismus dem Sozialdemokratismus vor, diese Identifizierung zu wenig weit zu treiben. Viele radikale Linke meinen, sie seien deswegen besonders revolutionär, weil sie stets einer Verschärfung und Zuspitzung des Kampfes das Wort reden. – Werch Illtum! Klassenkampf, soziale Bewegung und Politik sind konstitutionelle Größen des bürgerlichen Systems. Da mögen sich deren Träger gelegentlich etwas anderes einbilden und da mag auch vorkommen, dass nicht jeder Aspekt integrierbar ist.

*Keine Politik ist möglich* sagt vorerst etwas über die konkreten *Politiken*; es sagt weiters, was von der ganzen *Politik* als Formprinzip zu halten ist, und es sagt schlussendlich; dass trotzdem etwas möglich ist – man beachte das Klebeetikett, wo tatsächlich steht: *Keine Politik ist möglich*. Noch einmal: Nicht die Möglichkeit menschlichen Wirkens oder Schöpfens wird durchgestrichen, wohl aber die vorgegebene Form, in der sie sich zu gestalten hat. Das freilich leuchtet vielen nicht ein. „Keine Politik ist unmöglich“, lässt uns etwa der sympathische Martin Birkner in der letzten Ausgabe der *Gundrisse* (Nummer 18) trotzig ausrichten. Bezeichnenderweise in einem Artikel, dessen martialischer Titel „Kampffeld ohne Kampf“ Militanz und Uniform gleich mitspüren lässt. Da riecht es förmlich nach Schützengräben und Klassenfeinden. Rotfront, Genosse!

Derweil schreibt Birkner: „Der Staat war nicht, ist nicht und wird eines niemals sein: Gegenpol zum Kapital“. Richtig! Warum soll aber dann ausgerechnet für die Politik gelten, was puncto Staat nicht gilt? Ist Politik nicht „Orientierung auf den Staat“? Politik und Staat unterscheiden sich doch bloß so wie die Verallgemeinerung von der Allgemeinheit. Folglich fordert der eben zitierte John Holloway auch „Antipolitik“ ein. Das fordern wir auch. Die „nicht-parlamentarische und nicht-parteienförmige Politik“ (Birkner) ist hingegen keine Perspektive. Die Befangenheit in der Form, dieses „innerhalb der Schranken der Politik Denkens“ (Marx) ist zu überwinden. Die relative Autonomie der Politik ist ein Spielraum für Unverbesserliche und Unentwegte. Statt Politik spiele ich aber lieber Tarock.

Selbstverständlich wird es auch weiterhin positive Bezüge auf Staat und Politik

geben. Aber das heißt nicht, dass man diese Not in aller Wendigkeit zum Lebensinhalt erklären muss. Was an Politik heute wohl wohler als übel noch machbar ist, ist (zumindest in Österreich) mit der Person Ernest Kaltenegger ganz gut umschrieben. Das dürfte das Maximum innerhalb des sich minimierenden Minimums der Politik sein. Die steirischen KPÖler wissen da gar nicht, was sie kapiert haben. Die Crux liegt allerdings darin, dass sie ihre Bescheidenheit sofort wieder ideologisieren und als kommunistisches Programm ausgeben.

„Der kapitalistische Staat war niemals jenseits des Kapitalverhältnisses“, so Birkners Credo. Wieder richtig! Aber Gleiches gilt nicht nur für Politik, sondern ebenso für soziale Bewegungen. Letztere entpuppen sich stets als Motor kapitalistischer Modernisierung. Überschüssige Momente haben nach den Phasen der Inauguration ausgespielt. Soziale Bewegung meint Intensivierung, Verdichtung und Beschleunigung eines bürgerlichen Modernisierungsprogramms. Sie folgt einem Denken in Defiziten und Komparativen. Soziale Bewegung handelt als *ein* Kollektivsubjekt des Kapitals. An der Tagesordnung steht daher Kritik derselben, nicht die nochmalige Anbetung des konkurrenzistischen Unwesens. Ein Fetisch mehr ist zu verabschieden. Transvolution ist Antibewegung. *Antibewegung* könnte bedeuten, sich der schwierigen Aufgabe zu stellen, sich *nicht in* und *nicht nach* den vorgesetzten Bewegungsgesetzen zu bewegen. Und wo es dennoch geschieht, nichts anderes zu behaupten.

Wir sollten in erster Linie an uns denken, aber nicht als Betätiger der uns zugewiesenen Rollen, sondern als Menschen, die eine Welt gewinnen wollen, ohne dass sie dabei verdrängen und rauben, zerstören und vernichten. Das ist doch schon was.

Roter Punkt = bitte Abo einzahlen!  
P37 = Probenummer, über ein Abo wären wir begeistert!

**Keine Politik  
ist möglich!**

**www.streifzuege.org**